

**DES TEUFELS
TOCHTER: FOLLE
FARINE. ROMAN
VON OUIDA. AUS
DEM ENGLISCHEN**

Ouida



o. angl.

573 k (i)

Quida

30017.

Des Teufels Tochter.

Erster Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**
sind ferner folgende Romane erschienen und durch
alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strathmore.

Roman aus dem Englischen

von

Quida.

Zweite Auflage. 2 Bände. Geh. 2 Thlr.

Chandos.

Roman

von

Quida.

Aus dem Englischen

von

Marie Giese.

6 Bände. Geh. 4 Thlr.

Tricotrin oder die Herzogin de Lira.

Roman aus dem Englischen

von

Quida.

Vier Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Des Teufels Tochter

(Folle Farine).

Roman

von

Quida.

Verf. von „Strathmore“ — „Chandos“ zc.

~~~~~  
Aus dem Englischen.  
~~~~~

Erster Band.



Berlin, 1873.

Berlag von Otto Janke.

B. B. J.





Erstes Buch.

Staub.

Erstes Capitel.

Eigentlich Feinmehl.

Nicht das Korn selbst, nicht einmal so viel wie Spreu, nur der Staub vom Korn. Der Staub, den Niemand braucht, noch beachtet, das Flugmehl, das unter den reibenden Mühlsteinen hervorfliegt, die ungreifbare Wolke, die aus denselben ausdringt, einen Augenblick golden im Sonnenstrahl glänzt, und sich dann zerstreut, in die Lüfte, in das Wasser, auf zum Sonnenlichte, oder nieder in den Staub; was thut's? wen kümmert's?

Nur Staub: ein Atom in der Luft; ein Schatten im Lichte, ein schwarzer Fleck zur hellen Tageszeit; ein farbloses Atom in der Unendlichkeit der Atmosphäre, das einen Augenblick emporgetragen in den Lüften leuchtet, im nächsten in den sumpfigen Gräben niederfällt.

Nur der Staub, der zwischen den Mühlsteinen herausfließt,

die so hart und so fein mahlen, wie die Religion, die sich Liebe nennt, behauptet, daß in der Mühle ihres Gottes die Welt gemahlen werde.

Er ist ein Nichts, weniger als ein Nichts. Die Steine drehen sich, der Staub wird geboren, er hat einen Moment Leben, er stirbt. Wen kümmert's? Keinen. Nicht den lieben Gott, nicht einen Menschen, nicht einmal den Teufel. Er ist selbst vom Teufel verlassen.

„Oh, es ist so recht, wie Du“, sagte der alte Müller, der nach seinen Mühlsteinen sah.

Folle-Farine hörte es, — sie hatte es hundert Male gehört — und schwieg.

Folle-Farine: der Staub, nur der Staub.

Ein Name, so gut wie ein anderer für ein namenloses Geschöpf.

Der Staub; — von Allen verworfen, so wenig werth, wie die abgeschälten Hülsen, die verstreuten Halme.

Folle-Farine, — sie sah wohl, wie der Staub täglich aus- und einflog zwischen den Mühlsteinen. Nur wunderte sie sich, warum, wenn sie und der Staub verwandt und Namensvettern waren, der Wind immer mit dem Staube davonflog, sie aber niemals mitnehme.

Der Staub, von den Lüften davongetragen, wanderte, wohin es ihm gefiel. Er lebte einen kurzen, schönen Sommertag,

dann starb er. War er werthlos, so war er wenigstens frei. Er konnte auf einem grünen Blatt ruhen oder auf der weißen Blüthe einer Blume. Er konnte sich mit dem goldenen Lilienstaube mischen, und sich eins mit ihm wähen. Er konnte mit den Distelflocken, den Federn der Butterblume, mit jedem vorbeirauschenden Winde davonfliegen. Ein unbestimmtes, traumhaftes Gefühl der Verwunderung beschlich das Kind, warum es dem Staube viel besser ginge, als ihm selbst.

„Folle — Farine! Folle — Folle — Folle — Farine!“ schrien die Kinder hinter ihr her und wiederholten den Namen, bei welchem sie ihr gestrenger Arbeitsherr gerufen hatte. Sie hatte sich daran gewöhnt und antwortete darauf, wie Andere auf ihren Taufnamen. Er besagte, daß sie ein durchaus unnützes, werthloses Ding sei, wahre Spreu auf der Tenne des Geschicks. Aber sie nahm auch das hin, so gut sie es verstand, und wunderte sich nur immer von neuem, warum, wenn sie und der Staub verschwifert waren, dieser Flügel hatte und sie nicht.

Den lieben, langen Tag flog der Staub nach Belieben aus und ein durch die offene Thüre, zwischen die sich biegenden Zweige, durch die frischen, kühlen Nebel und nieder zu den goldenen Strahlen der Sonne. Und sie blieb den ganzen Tag an einer Stelle und arbeitete, wurde erst geschlagen und dann verwünscht, oder erst verwünscht und dann geschlagen, — das

war die ganze Abwechslung, die sie in ihrem Dasein kannte. Sie selbst fand keine Ähnlichkeit zwischen sich und dem Staube.

Trotzdem war Folle-Farine der einzige Name, den sie wußte.

Die großen, schwarzen Räder knarrten und drehten sich in dem Bache; Flechten, Farren und Moose gaben dem schattigen, dunklen Bläze etwas Liebliches; die rothen Dächer der Mühle zwischen Millionen grünen Blättern glänzten in der Sonne; die Tauben flogen aus ihren Zellen in der Mauer früh und spät aus und ein; süßer Duft reisender Früchte aus den vielen Gärten ringsum erfüllte die Luft; die großen Mühlsteine drehten und drehten sich, und der Mehlstaub strömte zwischen ihnen hervor und tanzte und spielte in der Luft mit den Mücken und Sonnenstrahlen.

Folle-Farine saß hoch oben über den Rädern auf dem großen, feuchten Gebälk und hing ihren Gedanken nach, da unterbrach plötzlich eine schrille, kreischende Stimme die Stille:

„Kleiner Teufel!“ rief der Müller, „geh' und hole die Säcke, trage sie hinein und lege sie aufeinander: hübsch ordentlich, hörst Du? wie die Steinhaufen am Wege.“

Dem Befehle gehorsam, schwang sich Folle-Farine von den Balken und ging auf den Haufen Säcke zu, der neben der Mühle lag, meist kleine Säcke mit Mehl vom vergangenen Jahre.

Im Mühlgarten, dicht neben ihnen, blühte eine herrliche Gladiole, eine² große Blüthe, ganz scharlach und golden, schlank wie die Lilie, in deren Kelch die Bienen saugten, und auf deren Stengel sich die Schmetterlinge wiegten. Einen Augenblick blieb sie stehen und ergözte sich an dieser Pracht; sie selbst war kaum höher, als die höchste Knospe, und auch schön in ihrer Art.

Sie war ein Kind von sechs bis acht Jahren, ihre dunkelfarbigen Glieder wie gemeißelt, das große, glänzende Auge halb wild, halb sanft, der Mund gleich einer Granatblüthe, und dazu gerade, dunkle Augenbrauen, — die Augenbrauen der egyptischen Statuen. Ihre ganze Kleidung bestand in einem kurzen, weißleinenen Röckchen, das ihr bis an die Kniee reichte; immer der Sonne ausgesetzt, war sie glänzend braun gebrannt, aber ihre Haut war so weich und fein wie Sammet und durchsichtig wie Glas.

Wie sie so in dem Grase neben der rothen Blume stand, purpurne Schmetterlinge über sich, würde ein Maler sie gemalt haben, ihr die verschiedensten Namen gegeben und ihr irgend welch' geheimnißvolles oder schönes Leben gewahr sagt haben: wie Anteros, oder der verurtheilte Sohn von Proknes, oder wie ein Kind, das in den Urwäldern von Naxos der Vergessenheit geboren oder von Persephone in der ewigen Nacht der Hölle empfangen worden, als die Erde noch finster und fruchtlos unter

dem Bann und Fluch einer beraubten Mutterchaft lag. Aber hier hatte sie nur einen Namen: Folle-Farine.

Hier arbeitete sie nur still und ruhig, wie das Vieh auf dem Felde, ohne deren Kräfte und mit kaum so viel Kost, als jene² hatten, und einem Lager, das man ihr nicht gönnte.

Die Sonne, unter deren wärmenden Strahlen sie reifte und gedieh, wie die rothen Blüthenknospen oder die goldenen Früchte im Herbst, mochte ihre Schönheit wohl gewahren, — jemand anderes aber nicht. Kein Auge, das auf sie schaute, hatte einen freundlichen Blick für sie. Sie war Folle-Farine, ein kleines, böses Geschöpf, das höchstens Schläge und harte Worte, eine trockene Brodrinde und einen Fluch verdiente, ein Ding, vom Teufel geboren, aus dem der Teufel unaufhörlich ausgetrieben werden mußte.

Wenn auch klein, waren die Säcke doch schwer für ihr Alter und ihre Kräfte. Sie nahm einen auf, — zwar mit Anstrengung, doch vertraut mit solcher Arbeit, und trug ihn langsam durch die offene Thüre in die Mühle, legte ihn hier nieder, holte einen zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten, sie arbeitete willig, fleißig und geduldig, wie ein kleiner Badesel. Sechszehn Säcke waren es im Ganzen, bei dem siebenten hielt sie inne. Es war ein heißer Tag im Spätsommer, athemlos und erhitzt von der Anstrengung, hatte sich die Farbe auf ihren Wangen

zu einem brennenden Roth gesteigert; einen Moment hielt sie inne und tauchte ihr Gesicht in die süße Kühle einer Lilie. ?

Der Müller sah von seiner Arbeit, zwischen Kohl und Bohnen, nach ihr hin.

„Kleine Kreatur!“ rief er, „willst Du faulenzeln? Du bist so wenig wie die Schildkröten und Eidechsen zum Leben berechtigt.“ Indem er sprach, kam er auf sie zu und schlug sie mit einem Strick,[?] mit dem er eben die Bohnen hatte anbinden wollen. Der scharfe Strick drang tief in das Fleisch und ließ bläuliche Streifen auf Brust und Schultern zurück.

Sie erbehte ein wenig, aber sagte Nichts.

Sie erhob den Kopf, blickte ihn an und ließ ihre Hände langsam niedergleiten. Ihre Augen glühten wild, ihre rothen Lippen waren fest geschlossen, ihre Augenbrauen zusammengezogen.

„Kleiner Teufel“, sagte der Müller, „willst Du nun arbeiten? oder glaubst Du, Du seist da, um in der Sonne zu stehen und an den Blumen zu riechen? Du!“

Folle-Farine rührte sich nicht.

„Nimm die Säcke augenblicklich auf, kleine Bestie“, rief er wieder, „wenn Du eine Minute inne hältst, bevor sie alle an Ort und Stelle sind, erhältst Du so viel Schläge, wie Säcke unberührt liegen geblieben sind. Nun, hörst Du?“

Sie hörte es wohl, aber sie rührte sich nicht.

„Hörst Du“, fuhr er fort, „so viel Schläge, wie Säcke liegen geblieben sind, Glende. Drei Minuten Zeit will ich Dir lassen. Eins!“

Folle=Farine blieb still und unbeweglich, mit aufgerichtetem Kopfe, die Arme auf der Brust gekreuzt. Eine kleine, schlanke, braunfarbige, halbnaakte Gestalt zwischen den²rothen Gladiolen und schneeweißen Lilien.

„Zwei!“

Sie blieb in derselben Stellung, die Säcke unberührt zu ihren Füßen, ein rothgeflügelter Schmetterling über ihrem Kopfe.

„Drei!“

Sie blieb noch still und unbeweglich.

Da faßte er sie mit der einen Hand an der Schulter, während er mit der andern den Strick wieder aufnahm und sie damit wiederholt auf Brust und Rücken schlug. Sie erbebte, stieß aber keinen Laut aus. Zehnmal schlug er sie, mit so vielen Schlägen, wie Säcke liegen geblieben waren. Ohne große Kraft anzuwenden — denn damit würde er sie getödtet haben, und sie war ihm doch von Nutzen — führte er seine Drohung mit einer grausamen Pünktlichkeit aus, und bald war der Strick von den Tropfen dieses jungen Blutes feucht.

Die Sonne schien golden rings umher, tiefer, süßer Friede

herrschte auf der stillen Landschaft, die Tauben flogen von ihren kleinen, gewölbten Zellen aus und ein, der Mühlstrom rauschte heiter dahin, dann und wann fiel eine reife Aprikose mit leisem Geräusch nieder in's Gras; dicht dabei standen die Sommerblumen, die vollen, duftenden Rosen, der liebliche Flog neben den stolzen Lilien in voller Pracht. Und das Kind erschauerte unter den Schlägen, hielt aber auch den zehnten Schlag lautlos aus.

Er warf den Strick weit von sich in's Gras. „Kind des Teufels!“ murmelte er, „was für Kräfte er Dir giebt!“

Folle-Farine sagte Nichts. Ihr Gesicht war bleich, ihr Rücken angeschwollen und zer schlagen, ihr Auge glänzte in kühner Verzweiflung, in unbezähmbarer Leidenschaft. Noch sagte sie Nichts; aber als er sie losließ, glitt sie geräuschlos wie eine Eidechse an's Ufer, setzte ihren Fuß auf den niedrigsten Balken und sprang in der nächsten Minute hinauf zu dem höchsten Punkte des Gebälks und setzte sich rittlings auf den Balken, auf welchem sie geessen, als sie das erste Mal gerufen wurde, über den Schaum der knarrenden Räder, in den tiefsten Schatten unzähliger Blätter.

Hier ließ sie ihre Stimme, so rein, stark und frisch, wie die Stimme der Drossel zur Maienzeit, erschallen, und sang in unbekümmertem Gleichmuth ein Lied, in einer Sprache, die den Leuten am Orte fremd war, ein wildes, lautes Lied mit ge-

brochenen Worten und seltsamer, lieblicher Melodie, die stark und herausfordernd und doch wieder schwermüthig durch das Grün, durch das Rauschen des Mühlstroms erscholl.

„Das ist ein Lied an den Teufel“, murmelte der Müller bei sich, „nun, warum kommt er nicht, sich sein Eigenthum zu holen, mir sollte es recht sein.“ Und damit ging er, besprengte den Strich mit geweihtem Wasser und betete ein Ave Maria, ihn zu segnen.

Jede Faser an des Kindes Körper schmerzte und hämmerte, die Streifen auf seiner Schulter brannten wie Feuer; sein Köpfchen schwindelte, seine kleine Brust war blau von Schlägen, aber noch sang es fort, und hielt sich krampfhaft fest, um nicht in die schäumende Fluth hinabzufallen.

„Kann man ihr nie den Teufel austreiben?“ murmelte der Müller, und ging wieder an seine Arbeit.

Nach einer Weile hörte das Singen auf, gegen ihren Willen ersticte der Schmerz ihre Stimme; sie fühlte sich krank und elend, blieb aber im Schatten sitzen und folgte dem schäumenden Wasser, dem Zurückschlagen der Wellen. Die Stunden verstrichen, der sonnige Tag neigte sich, der einbrechende Abend nahm die Frische von den Gladiolen und schloß die Knospen von den Rosen, nur die Lilien glänzten in dem matten Dämmerlichte um so weißer; weit und breit erscholl das Bespergeläut von der Kathedrale. Der Müller sperrete die Mühl-

gänge, hemmte die Mühlsteine und Wasserräder; der Friede der Nacht senkte sich hernieder; die Tauben flogen in ihre Zellen zur Ruhe; — nur die Säcke lagen noch im Grase, eine Spinne hatte Zeit gehabt, ihre feinen Gewebe darum zu spinnen.²

Der Müller stand auf der Thürschwelle und blickte zu ihr hinauf.

„Komm' herunter und bringe die Säcke herein, kleine Bestie, wenn nicht — giebt es heut' Abend nichts zu essen.“

Folle-Farine gehorchte und kam herunter, — langsam, die Hände auf dem Rücken, den Kopf aufgerichtet, und ihre Augen wie die eines wilden Habichts glänzend.

Sie ging dicht an den Säcken vorüber, über den bethauten Rasen an den Lilien vorbei in's Haus.

Eine geräumige Küche, mit weiß- und blauen Ziegeln gepflastert, auf's sauberste gehalten, von dem durchdringenden Dufte trockener Kräuter erfüllt, mit messingenen Löffeln und Pfannen, hölzernen Geräthschaften und kleinen, fremdartigen Heiligenbildern ausgestattet, bildete den Eingang. Auf einem Tische stand ein Krug voll dampfender Milch, Schwarzbrod und eine große Schüssel Kohl.

Eine magere, braune, runzliche, abgehärmte alte Dienerin, in blauem Rock und weißer, normännischer Kopftracht, saß schon bei der Mahlzeit.

Der Müller hielt das Kind in der Thüre an.

„Kleiner Teufel, wenn Du die Säcke nicht hereinträgst, giebt es heut' Abend nichts zu essen und nichts zu trinken.“

Folle=Farine sagte Nichts, sondern ging an dem Essen auf dem Tische, an den Heiligenbildern, an dem hohen Spitzbogenfenster, durch welches das Mondlicht hereinströmte, vorüber, und zur entgegengesetzten Thüre hinaus.

Hier stieg sie eine steile Wendeltreppe hinauf, schob eine kleine, hölzerne Thür zurück, trat in eine Dachkammer, löste die einzige Kleidung, die sie trug, und legte sich auf ihr Lager von süß duftendem Heu und trockenen Moosen.

Zusammengekrümmt wie eine Feldmaus, faltete sie ihre Hände über dem Kopfe und suchte im Schlafe Hunger und Wunden zu vergessen, — war sie doch an beides gewöhnt.

Ihr zu Füßen war ein Crucifix mit einem blutenden Gotte, eine andere kleine grobe Arbeit stellte die Geburt Christi dar, dort war in Holz die Figur des heiligen Christof, daneben ein Bildniß der Madonna und viele andere Symbole der Kirche. Aber anstatt mit einem Gebete, ging das Kind mit einem Fluche auf seinem Haupte und Beulen an seinem Körper zu Bett.

Anfangs wollte der Schlaf nicht kommen. Sie war zu sehr verlegt, als daß sie hätte ohne Schmerzen liegen können, die trocknen Gräser, die ihr sonst so weich schienen, waren ihr heute wie Dornen unter der angeschwollenen Haut.

Fieberhaft erregt, wandte sie sich umsonst hin und her, sie

litt zu sehr, um ruhig liegen bleiben zu können; sie richtete sich auf, und blickte mit ihren leidenschaftlichen, sinnenden Augen nach den Zweigen, die sich im Nachtwinde gegen die Mauer neigten, und nach dem Mond, der so kalt und hell auf ihr Lager schien.

Aufmerksam lauschte sie auf ein jedes Geräusch im Hause. Das Miauen der Katze, das Knabbern einer Maus, das Klipp-Klapp von den Tritten der alten Frau, die schrille einförmige Stimme des alten Mannes war Alles, was sie vernahm.

Nach kurzer Weile hörte auch das auf; die Holzschuhe klapperten die Treppe hinauf, es ward ganz still im Haus, und man vernahm nur noch das ewig flüsternde Gemurmel des Wassers, das sich an den ruhigstehenden Mühlrädern brach.?

Weder der Mann noch die Frau waren gekommen, ihr etwas zu essen oder zu trinken zu bringen. Sie hatte gehört, wie sie ihre Gebete murmelten, bevor sie zur Ruhe gingen, aber keine Hand hatte ihre Thür geöffnet. Sie hatte es nicht gehofft, fühlte sich darum auch nicht enttäuscht. Wohl hatte die Natur den Keim zur Auflehnung gegen ihre Peiniger in sie gelegt, aber weiter ging sie doch nicht. Sie wußte nicht, was es hieß, zu hoffen. Sie war nur ein junges wildes Thier, an Schläge gewöhnt, durch sie beherrscht, aber nicht gezähmt.

Sobald Alles still war, schlüpfte sie von ihrem Graslager in ihren leinenen Rock und öffnete das Fenster, — eine kleine

viereckige Oeffnung in der Mauer, nur mit einem losen, hölzernen Laden geschlossen. Ein köstliches Sommerlüftchen traf ihr fieberheißes Gesicht, ein kühler Zweig, vom Winde bewegt, streifte ihre Stirn und lockte sie hinaus. Wie jeder Bewohner des Waldes empfand sie nur zwei Triebe: Luft und Freiheit.

Mit einer Behendigkeit, wie sie nur die Gewohnheit mit sich bringt, schwang sie sich aus dem engen Fenster auf das abschüssige Strohdach eines Schuppens, das ungefähr einen Fuß tiefer lag, glitt das Dach hinab und sprang von den an der äußern Wand hervorstehenden Ziegeln hinab ins Gras. Der Haushund, eine gefleckte Bulldogge, der Nachts frei um die Mühle herumstrich, heulte und sprang auf sie zu; doch, als er sie erkannte, streckte er seinen dünnen Kopf in die Höhe, leckte ihr Gesicht und wollte dann seine Kunde wieder aufnehmen.

Sie hielt ihn jedoch zurück, zog ihn fest und innig an sich und küßte ihn stumm. War doch der Hund das einzige lebende Wesen, das sie nicht haßte, und sie wußte ihm in ihrer stummen, leidenschaftlichen Weise Dank dafür.

Dann lief sie, so rasch, wie sie vermochte, dem Ufer entlang und sprang wie ein Eichhörnchen in den Wald, an dessen Saume das Mühlhaus stand.

Erst hier war sie zufrieden.

Die Stille, die Schatten, die Dunkelheit, wo die Bäume so dicht beisammen standen, der blasser Mondschein, die geheimniß-

vollen Laute, die des Nachts ein Gehölz erfüllt, Alles, was zahmere, glücklichere Naturen ihres Alters mit Furcht erfüllt haben würde, erzeugte in ihr nur ein unbestimmtes hinreißendes Gefühl des Entzückens. Die Natur hatte sie ohne die geringste Furcht geschaffen, und sie war zu unwissend geblieben, um sie je kennen zu lernen.

Es war noch warm von dem balsamischen Hauche des Hochsommers; überall hingen schwere Thautropfen, hier und da sah man die geschlossenen weißen Lotosblumen auf dem Wasser leuchten, hin und wieder schwebte der weiche, graue, dunkle Körper eines Nachtvogels durch die Lüfte, ein tiefer, träumerischer Duft erfüllte den Wald mit seinen Fichten, Pappeln und Linden, und Moose schwebten geisterhaft wie leichte Gewebe zwischen den Zweigen.

Ringsum dehnte sich die weite Landschaft aus; dunkel und ruhig, wie in Erstarrung, ward die Stille nur zuweilen von dem schwachen Tone eines Schafglöckchens, dem fernen Liede eines heimkehrenden Maulthiertreibers unterbrochen.

Folle-Farine wanderte weiter durch das Gehölz, unbemerkt beruhigt; von der Düsterteit und dem Wohlgeruch ringsum erheitert, sie wußte selbst nicht, warum.

Zuweilen stand sie bis an die Knie in dem seichten Grase im Wasser; sie fühlte, wie der Thau, der von den Blättern niedertropfte, ihr köstlich Haar und Gesicht befeuchtete; sie

pflückte sich die Nachts blühende Wunderblume, und trank ihren Saft, als ob es Milch und Honig sei; sie bückte sich nieder, und betrachtete ihre eigenen Augen, die sie aus dem dunklen, dahinfließenden Bach anblickten.

Dann legte sie sich auf den Rücken ins Moos, — das die heiße angeschwollene Haut wie Balsam kühlte, — und blickte hinauf nach den flüchtig vorüberziehenden, flatternden Eulen, den raschen Bewegungen der braunen Fledermäuse; nach dem Laube, das von einem leisen Lüftchen sanft bewegt wurde, nach den großen Wolken, die langsam über den Mond wegzogen.

Alles dies und die Wonne der Freiheit, der Liebe,⁷ der Nichtsthuns, der Ruhe, alles was ihr Leben niemals kennen gelernt hatte, war ihr so süß: so stumm mag die junge braun-äugige Gazelle in einer tropischen, drückend heißen Sommernacht die Schönheit des Waldes empfunden haben, wenn die Eile ihres Verfolgers erschlafft war, und des Panthers Ather sie nicht mehr streifte. ☺

So lag sie lange, unbeweglich; mit einer Art wollüstigen Entzüdens jeder Bewegung in der Luft, jedem Wechsel in den Wolken, jedem Schatten in den Bäumen folgend. Die ungeheure Vielfältigkeit des flüchtigen Lebens, die, am Tage unmerkelt, die Erde, nachdem die Sonne niedergegangen, mit unzähligen flüsternden Stimmen erfüllt, regte sich jetzt in jedem Halme, in jedem Strauche.

Einmal streifte der silberne, geisterhafte Flügel einer Gule ihre Stirn. Eine kleine Feldmaus lief ihr über den Fuß. Fremde Gestalten schwebten auf der weißen Oberfläche des Wassers; sonderbare leichtbeschwingte Dinge bewegten sich zwischen ihr und den Sternen. Aber Nichts erschreckte sie; Alles gehörte ja der Nacht, mit der sie sich in einem unbestimmten Gefühle verwandt wähnte.

Sie sei nur ein kleines, wildes Thier, sagten sie, — ein Wölkling der Dunkelheit, Schleichigkeit, der Bosheit und des Anks. Und doch stillte die Pracht der Nacht, ihre feierliche, sinnvolle Schönheit das Wilde in ihren Augen, füllte sie mit Thränen, und weckte in ihrer halbtodten Seele einen dumpfen Schmerz, eine unnennbare Erregung, die nicht nur körperlich

Und sie fühlte sich schmerzlich bewegt, von einem fremden, traurigen Gefühle der Einsamkeit und Scham beschlichen. Sie konnte nicht anders, sie betete.

Sie kniete nieder, kreuzte die Hände über der Brust, und betete, betete, wie sie Männer, Frauen und Kinder an der Straße vor Heiligenbildern und Kreuzen hatte beten sehen, und sie betete laut, mit klopfendem Herzen, wie ein unwissendes Kind.

„O Teufel! wenn ich wirklich Deine Tochter bin, so bleibe bei mir, laß mich nicht allein; leihe mir Deine Kraft und Deine Macht, und laß mich erben von Deinem Königreich. Sieh

mir das, o Herr, und ich will Dich loben und preisen in Ewigkeit."

Sie betete mit tiefem Ernste, mit bebender Stimme, in aller Einfalt, so gut sie es verstand; — sie wußte nur, daß sie einsam und freundlos, hungrig und in tiefem Schmerz auf Erden war, seit dieser mächtige, unbekannte König und Herrscher der Dunkelheit, dessen Kind sie, wie sie immer hörte, war, sie verloren oder verlassen hatte, und ihres Elendes vergessend, weit fort in einer unsterblichen Welt registirt.

Nur die Stille der Nacht gab das Echo ihrer eigenen Stimme wieder. Athemlos wartete sie auf eine Antwort, eine Offenbarung, — nur der klare, kalte Mond kam hinter einer Wolke hervor und spiegelte sich im Wasser. —

Traurig erhob sie sich, ging den Strom entlang durch die Gräser und Moose, an den Büschen vorüber, zurück zu ihrem kleinen Lager unter'm Dache.

Als sie das dunkle Gehölz verließ und in das Freie trat, wo ihre nackten Füße und Schultern, feucht vom Thau, im Mondlicht erglänzten, flog eine große, dunkle Gestalt hernieder, schwebte einen Moment über ihrem Haupte, blendete ihre Augen auf einen Augenblick mit den Flügeln und verschwand dann wieder im Schatten. Im selben Augenblicke sah sie eine große goldene Kugel blihen, die zu ihren Füßen niederfiel, und einen hellen Schein am Himmel.

Es war nur ein großer Habicht,[?] der nach Beute suchte; ein großes Meteor, das zu seiner bestimmten Stunde fiel und verschwand; aber der fieberhaft erregten Phantasie Follé-Farine's erschien es wie ein Omen, eine Antwort, eine Prophezeiung, ein Geist aus den Lüften, nun, warum nicht Er selbst?

In Sagen und Legenden, die einzigen Erzählungen, die sie jemals gehört hatte, war ihr oft erzählt worden, daß er solche und ähnliche Gestalten annehme.

„Wenn er mir sein Königreich gäbe!“ dachte sie, und ihr Auge blitzte auf, das Herz ward ihr voll, ihre Wangen brannten. Das kleine, trübe, unbelehrte Hirn konnte den Gedanken nicht fassen, nicht prüfen oder ermessen, aber eine plötzliche Verklärung, ungreifbar und unerklärlich, schien über sie zu kommen und sie in seine Strahlen und Farben zu tauchen. Sie sagten, sie sei sein Sprößling, warum denn nicht auch sein Erbe?

Es beschlich sie ein Gefühl, wie in jenen Legenden den Schäferknaben oder Köhler, wenn er plötzlich von Armuth und Arbeit, von Hunger und Müdigkeit, von einem kalten Herde und einem Lager von Laub gerufen wird, um ein feenhaftes Reich zu erben, um in das Reich der Götter aufzusteigen.

So fühlte sich Follé-Farine, wie sie, trostlos und unwissend, im Mondschein am Wasser stand, einer menschlichen Augen unsichtbaren Macht theilhaftig. — Wenn das ihrer in Zukunft harte, was kummerten sie jetzt Schläge, Wunden und Schmerzen?

Sie lächelte ein wenig, traumartig, wie Jemand, dem im Schlafe feenhaft Bilder vorschweben, und stahl sich über die vom Monde beschienenen Wiesen auf ihr einsames Mooslager zurück.

Und entweder folgte ihr das nächtliche Treiben der Geister, oder der stumme, aber wachsende Einfluß der Natur, denn bald überwältigte sie der Schlaf in ihrem kleinen Schlupfwinkel im Dache, als wäre sie von Himmel und Erde gehegt und gepflegt und glückliche Träume umschwebten sie bis zum langsam aufsteigenden Morgen; ihr Kopf, ihr schmerzendes Herz beruhigten sich, Hunger, Leidenschaft und Gram waren vergessen; — noch mit den Blumen in der Hand, schwebte ein sanftes Lächeln auf ihren Lippen.

Denn sie träumte von ihres Vaters Königreich, ein Reich, das kein Mensch einem Wesen mißgönnt, das Schönheit und Jugend besitzt, das arm und doch stolz und eben ein Weib ist.

Zweites Capitel.

In einer der fruchtbarsten und schönsten Gegenden des nördlichen Frankreichs liegt eine kleine normännische Stadt, sehr, sehr alt und so schön durch ihre alterthümlichen Straßen, ihre spitzen Dächer, ihre wunderbaren Gallerien und Bildwerke, durch ihre Stille und Farbenpracht und ihr schönes, ruhiges Leben.

Ihren Mittelpunkt bildete eine große Kathedrale, majestätisch wie die von York und von Chartres; eine Kathedrale, dessen Spitze bis in die Wolken ragte, dessen Thürme und Zinnen durchbrochen waren, daß der blaue Himmel hindurch schien und die Vögel durchfliegen konnten.

Ein trüber, flacher Fluß, für die Boote, die Korn und andere Waaren zu Markte brachten, breit genug, — floß durch den Platz der See zu, bespülte die hölzernen Balken der Häuser und spiegelte die sonderbaren Gestalten der Schnitzwerke, die Farben der Schilder und der Mauern, den dunklen Raum der Kappfenster, die buntfarbigen Nelken an einem der andern Fenster, das fröhliche Mädchengesicht, das sich niederbog, ihrem Geliebten zuzulächeln, wieder.

Ringsum stand das hohe, noch ungemähet Gras, meilenweit dehnten sich fruchtbeladene Gärten aus, niedere Hügel reiheten sich aneinander, auf den Rapsfeldern glänzten die weißen Mützen der arbeitenden Frauen in der Sonne, wie die silbernen Schwingen der Tauben. Im Westen die tiefgrünen Wälder, die weiten Ebenen von König Arthurs und Merlins Ländern, wo der Ginster golden leuchtete; und weiter nordwärts erstreckte sich der Ocean, dem der Fluß zufließ, und zu dem gerade, schattige Wege, von Pappeln und Linden verborgen, hier und da mit einem hölzernen Christusbilde versehen, führten.

Ein schöner, schattiger, malerischer, alterthümlicher Platz, oft von trauriglieblicher Stille, die nur von Glockenklingen oder Chorgesängen unterbrochen wurde. Es war noch ein Platz aus dem Mittelalter. Laternen, die an Strichen von Haus zu Haus hingen, gaben das einzige Licht; die Thüren trugen wunderliche Verzierungen und fremdartige Zeichen, in den Straßen sah man Mönche in ihren braunen Rappen und goldenen⁷ Stäben und weißgekleidete Kirchendiener, aus den Kirchen drang der feine Weihrauch und vermischte sich im Freien mit dem Dufte von Früchten und Blumen; große, flache Schiffe glitten heimwärts, den Strom entlang; — die Häuser waren sich so nah, daß ein Mädchen in dem einen ihrem Nachbar im anderen mit Leichtigkeit eine Rose hätte reichen können.

Ohne Zweifel herrschten oft Unsauberkeit, Armuth, Geiz

und Unordnung in diesen alten, schönen Räumen. Gewiß waren ihre Bewohner oft wie eine Heerde darin eingesperrt, und weideten sich hundert Mal an ihrem Gelde, das sie in einem alten, steinernen Krüge verborgen hielten, oder an ihren buntfarbigen Bildern von St. Victorian oder St. Scaevola, ehe sie einen Blick auf die Landschaft, auf Wald und Wasser warfen.

Aber noch war und blieb viel von der Schönheit und Hoheit eines einstigen, einfachen, ruhigen, bunten Lebens; — in der leichten, schlanken Gestalt eines Mädchens, das sich, frei von aller modernen Kleidung, mit majestätischer Grazie bewegte; in dem großen, düstern Zimmer, wo die Großmutter beim warmen Ofen an ihrem Spinnrocken saß, indessen die Kinder im Schatten spielten und zwei Liebende an der Fensterbrüstung miteinander flüsterten; auf dem großen Marktplatz, wo die Maulthiere Klee fraßen und die gelblichen Pläne in der Sonne standen, wo die lieblichen Mädchengesichter, von den weißen Hauben eingerahmt, dem Maler als Modell hätten dienen können; wo der reisende Wein und das Spalierobst röthlich zwischen den frischen tiefgrünen Blättern glänzten. Die Kathedrale, die bei Sturm und Sonnenschein, bei Frost und Hitze, Tag und Nacht fest stand; die dem gequälten Vieh auf seinen trüben Wegen zuschaute, die sah, wie alle lebensmüden Männer und Frauen durch Hunger und Kälte dem Tode entgegengingen; die Sonne und Mond

auf- und niedergehen sah, Blumen und Rinder blühen und welken; die endlosen Jahre, die bald Krieg bald Frieden, bald Ernte bald Hungersnoth, bald Leben bald Tod brachten, kommen und gehen sah; und auf Alles dies zurückblickend, der Menge in bitterer Ironie zurief: „Seht, euer Gott ist die Liebe!“

Diese kleine Stadt lag weit weg von dem großen Paris und allen vielbesuchten Orten. Sie lag nahe an der Küste und fern von jeder größern Ortschaft; nur kleine Fischerdörfer waren in der Nähe in die Felsen gebaut. Außer zuweilen umherziehenden Malern und Antiquitätenhändlern kam selten ein Fremder an diesen Ort. Ihre Äpfel und Eier, Geflügel und Honig, Raps und Korn sandten sie in die großen Städte, aber sie selbst gingen nicht hin.

Dann und wann kam eines der hübschen, blauäugigen, schlankgewachsenen Mädchen aus ihrer Behausung, begann zu seufzen, zu erröthen, ward unruhig, murmelte von Paris, und an einem schönen, warmen Morgen, als nur erst die Vögel erwacht waren, stahl es sich hinaus und wanderte in seinen Holzschuhen, mit einem Stock über der Schulter, der in einem kleinen Bündel seine ganzen Habseligkeiten trug, nach Süden.

Oft blickte es auf seinen Weg zurück, und als Alles in der Ferne verschwunden war, es nur die höchste Thurmspitze noch durch seine Thränen erblickte, sprach es wohl in seinem Herzen

mit trockenen, bebenden Lippen: „Ich will zurückkehren! Ich will zurückkehren!“

Aber Keines von ihnen kehrte zurück, — so wenig, wie die weißen Lilien, die die Frauen pflückten und zum Verkauf zur Stadt schickten, um eine kurze, schöne Sommernacht auf einem goldenen Throne zu glänzen, und am nächsten Morgen, verwelkt und todt, fortgeworfen zu werden.

Eine von den Vielen, die wie die Lilien dahingegangen waren, von der die Leute noch sprachen, wenn sie ihre Maulthiere des Abends heimwärts trieben, war Keine Flamma, die Tochter des Müllers von Yprès gewesen.

Yprès war ein kleines, aus Holz gebautes Dörfchen in der nördlichen Vorstadt, mit reichen Obstgärten und einem kleinen Gehölz; ein Arm des großen Flusses lief hindurch, und wurde in seiner eiligen, ungestümen Hast, die See zu erreichen und sich mit ihr zu vereinen, einen Augenblick von den Mühlrädern aufgehalten.

Das Mühlhaus war sehr alt; das Gebälk über und über mit ritterlichen Symbolen, wie Schilder, Helme, Kreuze u. s. w. verziert; die Vorderseite, außer wo die alten Wappenschilder gewesen waren, von wunderlicher schwarz und weiß eingelegter Arbeit. Es war in derselben Familie durch viele Generationen, von Hand zu Hand, vom Vater auf den Sohn gegangen, — ein hartes, strenges, ungebildetes, abergläubisches Geschlecht mit

scharfer Zunge, das an alten Bräuchen hing, an alte Sagen glaubte, rein im Leben und streng im Urtheil war; übermäßig streng, und doch unwissentlich schwach; eine Race, die mehr noch an der sich forterbenden lieb- und freudlosen, frömmelnden Tugend, als an den Gold- und Silberstücken hing, die sie in irdenem Topfe unter'm Apfelbaume, in einer Mauerpalte oder einem geheimen Winkel eines Eichschranks verbarg.

Claudius Flamma, der letzte dieses arbeitsamen, gottesfürchtigen, mißgünstigen, normännischen Stammes, blieb dem Typus und Brauche seines Volkes treu.

Er war zu unwissend, als daß er hätte lesen können, aber das hielten die Priester für keinen Fehler. Er war geizig, aber Viele achten eher einen Geizigen, als einen Verschwender. Er war grausam, aber auf dem Marktplatze gab er seinem Pferde reichlich Futter, wer konnte wissen, daß es ihm daheim im Stalle knapp zugemessen wurde? es hatte keine Sprache, als die seiner großen, klugen Augen, und diese Sprache beachtet der Mensch so wenig. — Der kluge, alte, scharfzungige, ernstblickende Mann war gefürchtet und geachtet, mit der Achtung, die die Furcht erzeugt; und er war in Wahrheit in seiner Weise streng tugendhaft, und stolz darauf, verachtete er Die, die es schwer fanden, ihren Weg weniger gerade und tugendhaft zu wandeln, als er.

Er heirathete spät; seine Frau starb im Wochenbett; seine Tochter reifte unter seiner kalten, barschen Zucht voll Strenge

und Aberglauben zur vollkommenen Jungfrau. Er liebte sie wirklich mit der ganzen Liebe, deren er fähig war, arbeitete und sparte für sie; um ihretwillen — gestand er in der Beichte — habe er das Mehl falsch abgewogen, um ihretwillen von dem Korne gestohlen, das die Witwen und Waisen brachten. Für sie hatte er gesündigt: von Jemand, wie ihm, dem sein guter Ruf bei den Nachbarn und die Achtung vor sich selbst über Alles ging, war dies der beste Beweis, den er von seiner Liebe geben konnte. Aber diese Liebe that sich nie, weder durch einen Blick aus seinen kleinen, stechenden, grauen Augen, noch durch irgend welche Aeußerung aus seinem Munde kund. Vorwürfe, Strafpredigten, rauher Sarkasmus war Alles, was sie von ihm hörte. Sie glaubte, daß er sie verachte, ja hasse; er hielt es für gut, die Frauen in Bittern und Unterwürfigkeit zu halten.

In ihrem zweiundzwanzigsten Jahre war Keine Flamma das schönste, zugleich aber auch das elendeste Weib in Calvados. Sie war schlank wie die Lilie, kalt wie Eis, anmuthig wie der Weizenstengel; lieb und still, mit ernstem, stolzem Gesichte, in dem die Augen allein in einer fremden, unterdrückten, sprachlosen Leidenschaft und Sehnsucht erglüheten. Ihr Leben war einfach, züchtig, rein und tadellos, wie das Leben so vieler Frauen ihrer Art, die vor ihr in dem Schatten dieses feuchten Waldes[?] gelebt hatten. Ihr Vater, in dem steten Glauben,

diese fleckenlose Lilie noch weißer färben, die Reinheit dieses Goldes noch läutern zu können, wies sie unaufhörlich zurecht und tadelte sie.

Sie entgegnete ihm niemals Etwas; noch widersprach sie je seinem Willen; keines der jungen Burschen und Mädchen am Orte hatten je nur einen Laut des Widerstandes von ihr vernommen, und die Geistlichen meinten, daß solch ein Wesen besser für das Kloster, als für den Traualtar passe; Keines von ihnen las die Warnung, die diese tiefblauen verschleierten Augen einem Jeden gegeben, der den Muth gehabt hätte, sie zu deuten. Aber das wagte Keines, und da sie ruhig blieb, begrüßten sie Männer wie Frauen mit neugierig stummer Ehrfurcht und meinten unter sich, daß in ihr der Stamm der Flamma's schön und edel aussterben werde.

„Eine Heilige!“ sagte der gute, alte Bischof des Distrikts, als er an einem Sommerabende in ihres Vaters Hause den Segen über sie sprach. Keine Flamma neigte demüthig ihr Haupt und empfing stumm seinen Segen.

Am nächsten Morgen erhob sich der Müller mit Tagesanbruch, wie das seine Gewohnheit war, betete seine Paternoster, dankte der Mutter Gottes, daß sie ihm die Kraft und Fähigkeit gegeben habe, seine mutterlose Tochter in Reinheit und Frieden zu erziehen. Dann zog er seine graue, geflickte Blouse an, tappte die schmale Treppe hinab, und ging, seiner täglichen

kreuzigten sich, wenn sie mit ihm, dessen Tochter die Braut Gottes geworden, sprachen.

So vergingen sechs Jahre, der Name Keine Flamma's war fast vergessen; aber mit den Erinnerungen frommer Heiligkeit sorgsam bewahrt, gleich dem Herzen eines Heiligen in Weihrauch und Myrrhen.

— kein un~~er~~fahren ereignete sich, was man

Er rief seiner Tochter Namen; keine Antwort. Er ging hinauf in ihr Zimmer, Niemand war darin. Er suchte überall, in Haus und Ställen, in der Mühle, dem Garten, dem Walde, er rief, — er ließ die Nachbarn wecken, er schaute an jeden denkbaren, jeden undenkbaran Ort, wo sie hätte sein können; nirgends eine Antwort!

Nur den Hofhund, der nach Süden gewendet saß, hörte man unaufhörlich heulen und wimmern.

Und von dem Tage an hörten weder der Müller noch die Andern wieder von Keine Flamma.

Einige freilich bemerkten, daß zu derselben Zeit Jemand, der Frühling und Sommer hindurch in der Stadt gewesen, verschwunden war; Einer, der seltsam gelebt hatte und in wunderlicher Kleidung einhergegangen war, von dem man, seiner fremden Sprache, seiner dunkelfarbigen Schönheit, seiner glänzenden dunkeln Augen wegen, und weil er so freigebig und verschwenderisch mit Geld umging, flüsterte: er sei ein fremder,

kreuzigten sich, wenn sie mit ihm, dessen Tochter die Braut Gottes geworden, sprachen.

So vergingen sechs Jahre, der Name Keine Flamma's war fast vergessen; aber mit den Erinnerungen frommer Heiligkeit sorgsam bewahrt, gleich dem Herzen eines Heiligen in Weihrauch und Myrrhen.

1. Nach sechs Jahren ereignete sich, was man als ein Werk des Teufels, Beschimpfung eines heiligen Namens, und zum Schaden für das Volk Gottes ansah.

Eines Abends saß Flamma, nachdem er vom Markte aus der Stadt zurückgekehrt war, in seiner Küche.

Das Feuer brannte lustig auf dem Herde, draußen war so kalt, daß selbst der Müller von seiner sparsamen Geizigkeit abließ, und frische Holzscheite auflegte, daß es knatterte und glühte und Funken sprühte.

Das Tagewerk war zu Ende; die alte Dienerin saß an der andern Seite beim Feuer und spann Flachse; der große Hund lag auf den Steinboden hingestreckt und schlief; Thüren und Läden waren geschlossen; rings um das Haus heulte der Wind, und unter den Mauern tobte das Wasser.

Der Müller, von der Kälte vorher, und der jetzigen Wärme erwältigt, war auf seinem Stuhle eingenickt und murmelte in Schlaf: „Eine Heilige — eine Heilige — Gott nahm sie.“ Die alte Frau hörte es, blickte nach ihm hin, schüttelte mit

dem Kopfe, fuhr zu spinnen fort und ihre Lippen bewegten sich unhörbar: es war ihr ein Bedürfniß, ohne daß es ihr Arbeitgeber hörte, zu sagen, daß keine Frau, die schön, eine Heilige sei. — Einige glaubten, daß Marie Pitschau, die in einer elenden Hütte an der anderen Seite des Waldes gewohnt hatte, mehr von dem Schicksale Reine Flamma's wisse, als sie sagte.

Plötzlich erscholl durch die Stille ein Schlag an der Thür. Der Müller erwachte, sprang auf, griff mit der einen Hand nach dem Stocke und erfaßte mit der andern die brennende Oellampe, die auf dem Tische stand. Der Hund erhob sich, gab aber keinen Laut zum Willkomm.

Draußen streifte ein Fuß die dürren Blätter und entfernte sich, dann wurde es wieder still; der Hund ging an die verriegelte Thür, schnupperte und fing an zu kratzen.

Man vernahm durch die Stille ein schwaches Klopfen draußen an der Thür, ein leichtes Geräusch, wie von einem verwundeten Vogel, bei dem Versuche, aufzufliegen.

„Das ist nichts Aengstliches,“ murmelte Flamma, „sonst würde das Thier nicht haben die Thür aufmachen wollen. Es wird ein Kranker oder Verirrter sein.“

In letzter Zeit war er, um seine Seele zu prüfen und zu retten, gewissermaßen wohlthätig; besiegte oft seine Neigung zu Geiz und half den Elenden. Er war ein Geizhals, liebte den Gewinn und gab ungern, aber seit seine Tochter eine Heilige

geworden, strebte er mit aller Macht, so viel Gutes zu thun, um auch einst in jene himmlische Ruhe einzugehen.

Jeder Bissen Brod, den er dem Hungernden reichte, jedes Bund Stroh, das er dem Wanderer gab, gab er mit schwerem Herzen, aber, seit seine Tochter von ihm genommen war, that er es, um Gott zu gefallen. — Seine Natur konnte er nicht besiegen. Er raubte den Wittwen von ihrem Weizen und ließ das Pferd im Stalle Hungers sterben, war ihm das Gefühl des Sparens doch zu süß, — aber er hätte keinen Bettler oder Wanderer ohne einen Bissen Brod von der Thür gewiesen, damit sich nicht auch einmal unvermuthet ein Engel von ihm wende.

Das Geräusch draußen hatte aufgehört, aber der Hund kratzte immer noch an der Thür.

Der Müller setzte die Lampe nieder, faßte den Stock fester, schob den Riegel zurück, drehte den Schlüssel im Schlosse, und öffnete langsam und vorsichtig die Thür; ein heftiger Windstoß peitschte ihm die dürren Blätter in's Gesicht, eine Schneewolke blendete ihm das Auge.

Draußen in der Dunkelheit stand ein kleines Mädchen, vom Kopf bis zu den Füßen mit Schnee bedeckt.

Der Hund sprang auf das Kind zu und leckte ihm das Gesicht zum freudigen Willkommen.

Claudius faßte es rauh, zog es über die Schwelle und ging

hinaus, den zu suchen, der nach dem ersten Klopfen mit schweren Tritten davongegangen war.

Es war eine dunkle, wolkige Nacht und unaufhörlich schneite es fort.

Er wagte nicht, sich weit vom Hause zu entfernen, aus Furcht, in eine ihm von Dieben gestellte Falle zu gehen. Der Hund war ruhig, ein Zeichen, daß keine Gefahr in der Nähe sei; so ging der alte Mann zurück, schloß vorsichtig die Thür, schob die Riegel wieder vor, und ging auf das Kind zu, das Frau Bitschau an den warmen Ofen gezogen hatte.

Es war ein Kind von vier bis fünf Jahren, mit einem grobleinenen Hemdchen und rothem Rock aus Fuchspelz bekleidet, eine zigeunerartige Mütze bedeckte seine Locken. Es war eine kleine, sonderbare, geisterhafte, schneebedeckte Gestalt, aus der zwei leuchtende ängstliche Augen und ein kirschrothes Mündchen hervorlugten.

Der Müller faßte sie an der Schulter.

„Wer brachte Dich?“

„Phratos,“ antwortete das Kind mit unterdrücktem Schluchzen.

„Wer ist das?“

„Phratos,“ wiederholte es.

„Ist das ein Mann oder eine Frau?“

Das Kind gab keine Antwort, es schien die Frage nicht zu verstehen.

Der Müller schüttelte es wieder, und der in der Wärme gethaute Schnee tropfte auf die Erde.

„Warum bist Du hierher gekommen?“ fragte er ungeduldig.

Es schüttelte den Kopf, als ob es sagen wolle, Niemand wisse so wenig, wie es selbst.

„Du mußt doch einen Namen haben,“ fuhr er ärgerlich und unbarmherzig fort.

Da erhob das Kind plötzlich seine großen Augen von den züngelnden Flammen, auf die es sie gerichtet hielt, und schaute ihn erschrocken und verwirrt an.

„Phratos!“ rief es nochmals in einem Tone, der halb Seufzer, halb Schreck war.

Etwas in diesem Blicke überraschte ihn und machte ihn stutzig; er nahm seine Hand von des Kindes Schulter und holte tief Athem; die alte Frau stieß einen tiefen Schrei aus, starrte dem Kinde in das schwächliche, dunkle, liebliche Gesicht und ließ dann den Rosenkranz durch die Finger gleiten und murmelte Gebete.

Claudius Flamma, wie von dem Stachel[?] einer unsichtbaren Schlange berührt, drehte sich wild um, als wolle er seine Wuth an dem ersten besten Dinge auslassen.

„Närrin, schweig mit Deinem Geplapper!“ murmelte er mit

einem wilden Fluche. „Nimm das Geschöpf und untersuche es. Bring' mir, was Du findest.“

Dann setzte er sich wieder an's Feuer, preßte die Lippen fest aufeinander und faltete seine knöchigen Hände über den Knien. Er wußte, welcher Schlag ihn erwartete, aber er war kein Feigling, er war Mann genug, um auch das Schwerste zu ertragen, ohne einer lebenden Seele zu sagen, wie er darunter litt.

Die alte Frau zog die Fremde in eine dunkle Ecke des innern Zimmers und kleidete sie aus. Das Kind ließ es geschehen, die große Kälte und übermäßige Müdigkeit hatten es still und gleichgültig gemacht, bald fielen ihm die schweren Augenlider zu, und es öffnete sie nur noch von Zeit zu Zeit, um mit einem plötzlichen Glanze, einer plötzlichen Wildheit, wie der Blick eines gefesselten, ungeduldigen, ungezähmten Thieres, um sich zu blicken.

Witschau durchsuchte es eifrig, löste ihm seine warme Fuchshaut, nahm die rothwollene Kappe vom Kopfe und zog ihm das grobe Hemdchen aus, — Alles tropfte von geschmolzenem Sänee.

Die Haut der armen Verlassenen war glänzend braun, von der Sonne des Südens gedunkelt; aber weich wie Sammt, und durchsichtig, daß man jede Ader sah. Ihr Körper war mager, aber fein und zart gebaut, ihre Füße schmal und gewölbt, wie sie den Bewohnern der Pyrenäen eigen sind. Sie ließ es ge-

sehen, daß man sie auskleidete und wieder in ein derbes Stück Leinen hüllte; noch halb erstarrt und wie betäubt von Schrecken und Furcht, blieb sie ruhig, ohne ein Wort zu sprechen. Das alte Weib hielt diesen Stumpfsinn für Sanftmuth und zog nach ihrer Art und Weise Vorthail daraus. Um die feine Stirn des Kindes hing ein Band mit glänzenden Münzen; Frau Pitschau hielt sie für Gold, und ergriff sie mit hastiger Hand und gierigen Augen. Das Kind fuhr aus seiner Starrheit auf, und suchte in wilder Weise, durch Beißen und Krahen, wie ein Fuchs seine Jungen vertheidigt haben würde, ihren Schatz zu erhalten. Die alte Frau ihrerseits kämpfte eben so entschlossen; lange Locken wurden dem Kinde beim Ringen ausgerauft, aber es weinte nicht, es kämpfte, — kämpfte mit aller Kraft, deren sein kleiner zarter Körper fähig war. Aber trotz seiner Wuth, seiner Wildheit vermochte es nichts gegen den nervigen Griff der alten Bäuerin, — sie riß ihm die Münzen von der Stirn und verbarg sie, von dem Kinde ungesehen, in ein Loch in dem Holzwerke, wo sie alle ihre Kostbarkeiten, Kupfermünzen und andere Kleinigkeiten, die sie den Blicken des Alles sehenden alten Mannes sorgsam verbarg, aufzuhäufen pflegte. Es waren kleine Metallmünzen mit arabischen Zeichen, nach morgenländischer Art aneinander gereihet. Pitschau erschien es, wie ein goldenes Diadem, das ein Königreich werth war. Stumm verfolgte das Kind eine jede ihrer Bewegungen. Von dem Augenblicke an,

wo ihm das Band entrisfen worden, und es den Kampf für sich verloren sah, widerstrebte es nicht mehr, als ob es jeden weiteren Kampf für verächtlich und nutzlos halte. Aber sein Auge sprach von einem tiefen Haß, und es glimmte darin, wie ein halb-ersticktes Feuer — ungedämpft brannte es jahrelang fort und fort. Als Pitschau ihm ein Glas Wasser und ein Stück Brod brachte, wollte es weder essen noch trinken, und lehrte sich stumm mit dem Gesichte zur Wand.

„Das sind ihres Vaters Augen,“ murmelte die alte Frau. Sie hatte sie an jenem Abende in der Dämmerung durch die Bäume hindurch leuchten sehen, als die Sterne am Himmel sichtbar wurden, und keine Flamma der Stimme, die ihr Verderben beschloffen, lauschte. Sie kümmerte sich nicht weiter um das Kind, und durchsuchte seine durchnässten Kleider nach irgend einem Zeichen, irgend einem geschriebenen Worte. An den Fuchspelz war ein vergelbter Zettel geheftet, Pitschau konnte ihn nicht lesen und brachte ihn zu ihrem Herrn.

Claudius Flamma nahm das Blatt und ging damit an die Lampe. Auch er konnte es nicht lesen, aber beim Anblick dieser Buchstaben erzitterte sein Körper, und sein durchfurchtes Gesicht ward roth von dem fieberhaft erregten Blute.

Er kannte diese Schrift.

Einmal vor langer, langer Zeit war er stolz auf diese feinen Buchstaben gewesen, die weit leserlicher waren, als die Schrift

aller Frauen dieser Klasse, und der Bischof, als er sie gesehen, hatte gelächelt und gemeint, die solche Handschrift habe, könne selbst sein eigener Schreiber sein.

Zum ersten Male in seinem Leben ergriff ihn, als sein Blick auf diesen Zeichen ruhte, die keine Sprache für ihn hatten und ihm doch zu erzählen schienen, was die stolze Ehre, den frommen Frieden seines hohen Alters vernichtete, eine plötzliche Schwäche, seine Glieder wankten, die Sinne schwanden ihm, er sank auf den Stuhl nieder und rang nach Athem; er brauchte Nichts mehr zu erfahren, er wußte Alles.

Er wußte, daß das Geschöpf, das er für so rein gehalten, daß Gott diese Erde solcher Jugend nicht für würdig erachtet, daß dieses Geschöpf — er röchelte, seine Lippen bedeckten sich mit Schaum, seine Ohren erfüllte ein rauschender Laut, wie das Brausen seines eigenen Mühlstroms im Sturme.

Plötzlich sprang er auf, blickte in das leere düstre Zimmer und rief laut mit emporgehobenen Händen: „Sie war eine Heilige, ich sage — eine Heilige! eine Heilige von Leib und Seele! und ich glaubte, Gott habe sie mir nicht gegönnt und sie zu rein für diese Welt gehalten!“

Und dreimal lachte er laut auf.

Als das schlaftrunkene, nach Wärme verlangende, halb-erfrorene Kind dies hörte, fuhr es, von dieser Lustigkeit erschreckt, in die Höhe und kam herbei. Dabei fiel das Hemd

herunter, und seine kleinen nackten Glieder schimmerten golden bei dem trüben Lichte, sein Haar umwallte das Köpfchen gleich einer Wolke, sein kleiner firschrother Mund war halb geöffnet, als suche es den Ruß der Mutter, seine großen Augen, von dem Lichte geblendet, blitzten und leuchteten wie die Sterne. — Man hatte schon früher diese Züge in Calvados gesehen.

Wie angezogen von der hellen Flamme auf dem Herde und von dem schauerlichen, unharmonischen Gelächter ging das Kind gerade auf Claudius Flamma zu, streckte seine Arme aus, murmelte etwas und lächelte ihn so träumerisch an, als wolle es geliebt sein, als wolle es — es wußte selbst nicht, was!

Er ballte die Faust und schlug das Kind zu Boden. Ohne einen Laut sank es nieder, und das Blut floß ihm aus dem Munde. Er blickte zu ihm nieder und lachte noch einmal.

„Sie war eine Heilige! eine Heilige! und der Teufel zeugte Das in ihr!“

Dann trat er, noch mit dem Briefe in der Hand, hinaus in's Freie.

Es schneite, der Sturm tobte, und die Erde war mit Schnee und Eis bedeckt. Ihn kümmerte das nicht, mit entblößtem Haupte und geblendeten Augen schritt er vorwärts.

Der Hund ließ ihn allein gehen und bewachte das Kind.

Drittes Capitel.

Die ganze Nacht hindurch blieb er abwesend.

Die alte Frau, erschreckt und bestürzt, that, was sie zu thun wagen konnte. Sie nahm das kleine nackte Geschöpf, trug es auf ihr eignes hartes Lager, brachte es mit den ihr bekannten Mitteln wieder zum Bewußtsein und hemmte das noch immer fließende Blut.

Alles das that sie in ihrer gewohnten harten Weise, ohne Liebe, ohne Mitleid, denn die Fremde war ihr unwillkommen, auch sie hatte den Inhalt des ungelesenen Briefes errathen.

Das Kind war von dem Schlage betäubt, von dem Blutverluste ermattet und geschwächt worden; doch schien keine Gefahr für sein Leben zu sein, es verfiel mehrmals in einen fieberhaften, unruhigen Schlaf, seufzte und rief unaufhörlich den unbekanntem Namen Phratos.

Die alte Frau stand bei ihm und betrachtete es.

Sie, die immer die wahre Geschichte von Keine Flamma's Verschwinden gekannt, hatte diese durchsichtige braune Haut,

diese frischen Wangen und Lippen, die wunderbare Schönheit, die dunklen geraden Brauen schon einmal gesehen.

„Dies ist sicher sein Kind, er war der erste Geliebte Keine Flamma's, es sollte mich wundern, wenn er auch der letzte gewesen wäre.“

Und heimlich sichernd wie eine niedrige, verächtliche Kreatur, die Böses im Sinne führt, ging sie die Treppe hinab.

Der Hund blieb bei dem Kinde.

Sie ging an das Feuer, legte ein neues Scheit Holz auf, setzte sich wieder an ihr Spinnrad und spann und schlummerte, und schlummerte und spann.

Sie war nicht neugierig; sie hielt sämtliche Fäden des Geheimnisses aus der Vergangenheit in Händen, die ihrem Herrn sowie den Anderen fehlten, und fand so Alles ganz natürlich. Es war eine alte, alte Geschichte, wie man deren Tausende kannte, das Sonderbare dabei war nur, daß man Keine Flamma für eine Heilige gehalten hatte.

Die Zeit verstrich, die Lampe wurde immer düsterer und verlöschte bald ganz; oben in der Kammer, wo der Hund wachte, ließ sich kein Laut vernehmen; die alte Frau schlummerte ruhig, wurde nur zuweilen von dem Fallen eines Stück ausgebrannten Holzes geweckt.

Es kümmerte sie nicht, wie es dem Kinde ging.

Sie hatte ihr Leben in steter Arbeit und Dürftigkeit zu-

gebracht, in dem der thierische Mensch entweder zu einer Maschine oder zum Satan wird. Sie glich einer Maschine, gleichviel, was sie that, ob sie Wolle strich, einer Taube den Hals umdrehte, ein Kalb verbluten ließ, oder ob sie bucht, kochte, Gebete murmelte oder eine Kaze erfäufte, es war ihr Alles Eins.

Höchstens erfüllte sie den Auftrag, einem lebenden Wesen wehe zu thun, besonders gern; aber auch dagegen blieb sie ziemlich gleichgültig; das Einzige, wofür sie Sorge trug, war, daß sie zu Mittag eine volle Schüssel und des Nachts das bleierne Bildniß der Mutter Marie um den Hals hatte.

Die Nacht verging, und sie erwachte erst, als schon der erste Sonnenstrahl durch die Oeffnung im Laden drang, und das Feuer auf dem Herde längst erloschen war. Sie raffte sich auf und schlurfte fröstelnd, in ihrer lässigen Weise, nach der Hausthüre, sie zu öffnen.

Die Erde war mit hohem Schnee bedeckt, weißer Reif lag auf den Nesten, große Eisschollen trieben den Mühlstrom entlang, aus den blätterlosen Zweigen hörte man eine Drossel singen,[?] und darunter kauerte eine Kaze und lugte geduldig mit hungrigen, gierigen Augen hervor. Claudius Flamma war schon bei der harten, schweren Arbeit, die er sich so wenig sparte, wie seinen Leuten. Er fuhr Holz an, große Klöße, wie, sie fortzubringen, einem jungen Menschen schwer geworden wären;

feuchend, ununterbrochen arbeitete er fort, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, bis an die Knöchel sank er in den Schnee, und an seinen Kleidern hingen schwere Eiszapfen.

Er sah und hörte sie nicht, sie kam näher und rief ihn beim Namen, da fuhr er zusammen, hob den Kopf und blickte sie an. So gleichgültig sie auch war, erschreckte sie doch sein verändertes Aussehen, sein Gesicht war immer mager, gefurcht, wettergebräunt, aber jetzt war es aschfarben, seine mit Blut unterlaufenen Augen hatten einen gebrochenen und doch wilden Blick, der sie abschreckte. Er sprach nicht, blickte sie aber an, wie aus einem Traume in die lebende Wirklichkeit zurückgerufen.

Die alte Frau schwieg einen Augenblick, dann sagte sie in ihrer stumpfen, unterwürfigen Weise: „Soll sie bleiben?“

Sie fragte nicht aus Neugier, sie wollte es nur ihres Kochtopfes, ihrer häuslichen Berrichtungen halber wissen.

Einen Augenblick wand sich der Müller, wie ein Fuchs, der gefangen ist, still hält und doch versucht, einen tödtlichen Griff auszuführen, dann nahm er sich zusammen, gab ein stummes Zeichen der Bejahung und fuhr schweigend in seiner unterbrochenen Arbeit fort.

Sie kannte ihn zu gut, um weitere Fragen an ihn zu wagen. Sie wußte auch, daß er, wenn er so stumm und eifrig arbeitete, einen langen, schweren Seelenkampf gekämpft hatte

und irgend ein großes Vergehen zu sühnen suchte. „Noch einen Mund zu füttern, noch ein Thier zu versorgen.“ Das war bitter für sie, denn es kostete Mühe und Geld. Claudius Flamma sagte aber keiner lebenden Seele, was der Brief enthalten und wer ihn ihm entziffert habe; aus dem kleinen, fremden Wesen war Nichts herauszubringen, aber von jener Zeit an, wo es in Schnee und Nacht nach Ypres gekommen, blieb es da.

Claudius Flamma sorgte für seine Nahrung und Kleidung und Obdach, aber in spärlicher, barscher, gehässiger, liebloser Art und Weise, die, anstatt nachzulassen, mit der Zeit sich nur verschlimmerte. Dem ersten Schlage, den es als erstes Willkommen erhalten, folgten viele. Fühlte es sich recht unglücklich, so zeigte sich dies nicht wie bei andern Kindern, es blieb in seinem thränenlosen Stumpfsinn und der plötzlichen Wildheit vielmehr einem gefangenen, wilden Thiere, — um so mehr, als es nur wenige Worte von der Sprache der Leute, zwischen denen es jetzt lebte, sprach, und seine eigene Sprache voll wunderlicher Laute jenen fremd war. Wochenlang sprach Claudius Flamma kein Wort mit ihm, er ließ es leben, wie das Vieh, das um die Mühle herumstrich, oder wie die Schweine, die mit Stößen auf ihr Stroh getrieben werden.

Frau Bittschau gab ihm so dürftige Kleidung, so spärliche Wissen, wie sie wollte; es durfte sich in die warme Ecke beim

Herde kauern und auf dem Heu in der kleinen Dachkammer schlafen, das und nicht mehr.

Nachdem des Kindes erste stumme Bitte um Mitleid und Ruhe mit einem Schläge, der es seiner Sinne beraubte, beantwortet worden, hatte es keine Klage ausgestoßen, noch irgend welchen Trost gesucht.

Den ganzen Winter hindurch lag es auf dem steinernen Fußboden am Herde, seinen Arm um den großen Hund geschlungen, dessen Kopf in seinem Schooß. Beide litten Hunger, Beide wurden gestoßen und geschlagen und hörten nur rauhe Worte; sie litten gemeinschaftlich und gewannen sich lieb.

Durch den Schlag auf den Kopf und die kärgliche Nahrung blieb es körperlich wie geistig zurück. Es war wie ein junger, mutterloser Bär, der hungert und friert und zusammengekauert in einem fast ununterbrochenen Schlafe liegt, dessen Blut aber doch warm ist, und dessen Körper Leben hat. Und wie der Bär, so erwachte auch das Kind mit dem Frühlinge.

Wie die Städter und Bauern wieder in die Mühle kamen und das Kind mit den frischen Farben und den bronzenen, halbnackten Gliedern sahen, betrachteten sie es verwundert, und fragten sie, wer es sei, so erwiderte der Müller stets mit Zähneknirschen:

„Keine Flamma war das Weib, das es geboren.“

Dieses Geständniß hatte er sich selbst als Buße auferlegt

aber niemals fügte er mehr hinzu; und sie fürchteten seine Bitterkeit und seine böse Zunge zu sehr, als daß sie wagten, weiter in ihn zu dringen, oder ihn zu fragen, ob seine Tochter noch zwischen den Lebenden weile, oder todt sei.

Wie das Eis draußen schmolz, die jungen Blätter sich entfalteten, Schneeglöckchen und Veilchen unter den Schatten des Waldes hervorguckten, wie jedes Leben in der Natur neu erwachte, so auch das des Kindes. Es ging aus der todten, kalten, gedrückten Atmosphäre des stillen, liebeleeren Hauses, wo man ihm den Bissen Brod nicht gönnte, wo der Knüttel sein Lehrmeister war, — hinaus in's Freie, in die lachende, neuerwachte Natur, wo Vögel und Thiere, zarte blaue Blumen und grüne Zweige seine Kameraden waren, wo es frei war, unter den Büschen liegen, seine zarten Glieder im Bache kühlen und seine schmerzenden Füße in dem vom Regen feuchten Grase baden konnte.

Wild, flüchtig, furchtlos wie das Thier des Waldes, erwachte es im Frühling mit all' den andern Dingen auf der Erde, in der Luft, und ward von ihnen zu einer seltsamen, unwissenden, leidenschaftlichen Heiterkeit angeregt.

Im Winter war es selten gesehen worden; als nun im Frühling die Leute aus der Ferne mit den verschiedensten Aufträgen, auf ihren Maulthieren zur Mühle kamen, blickten sie

das Kind verwundert an und fragten Claudius Flamma endlich, woher es sei.

Immer und immer wieder entgegnete er mit Zähneknirschen:

„Die Frau, die sie gebar, war verflucht, — die Menschen hielten sie für eine Heilige, sie: Keine Flamma.“

Sie wagten nicht, ihn, dessen Schuldner Viele waren, weiter zu fragen.

Aber wenn sie fortgegangen waren und auf der Landstraße oder auf dem Marktplatze standen und mit einander schwatzten, sagte Eines zum Andern, das hätten sie sich ja längst gedacht, Keine Flamma sei nicht besser gewesen, als Alle ihresgleichen, an das Märchen, Gott habe sie zu sich genommen, hätten sie niemals geglaubt, sie hätten nur dem alten Müller, der alt und wieder zum Kinde geworden war, willfahren wollen. Das hörte eine alte, runzliche, hegenähnliche Frau, die aus dem Fischerdorfe kam, mit einem Weidentorbe auf ihrem Rücken und in ihren Lumpen in der Nähe stand; sie lachte und verspottete sie, die nach Jahren, nachdem die Wahrheit an's Licht gekommen war, klug geworden waren. „Ihr wußtet's, ihr wußtet's!“ rief sie mit höhnischem Grinsen, „ja, ihr waret klug! ihr, die ihr sieben Jahre lang Keine Flamma für eine Heilige hieltet und glaubtet, Gott habe sie zu sich genommen; ihr, die ihr mich ein böszüngiges, altes Weib schimpftet, a'

ich sagte, der Teufel habe mehr mit ihr zu thun, wie der liebe Gott, und jener dunkle Zigeuner, dessen Augen wie Juwelen blizten, sei ihr einziger Gott gewesen, dem sie sich hingeeben. O, ihr waret so klug!"

So höhnte sie die Andern; die schämten sich und schwiegen still, da sie sehr wohl wußten, daß in der That Niemand für so rein, züchtig und des Himmels werth gehalten worden, als einst des Müllers Tochter.

Viele erinnerten sich des Zigeuners mit den blizenden Augen, und sahen diese glänzenden, tiefen, unergründlichen Augen in dem schmalen Gesichte des Kindes, das Reine Flamma, wie ihr Vater sagte, in Schande geboren hatte, und die sie indessen als eine Heilige verehrt hatten, wieder.

Den unbekanntem Fremden hielt man später für den Teufel selbst, der, um eine reine Seele zu verderben und die wahren Kinder der Kirche zu vernichten, menschliche Gestalt angenommen hatte.

Sie glaubten an diesem alten, einsamen, von den Priestern beherrschten Ort noch fest an Mährchen und Traditionen, hielten den Teufel noch für eine lebende Macht, die Erde und Luft durchstreife, Seelen zu suchen, und nicht selten den Sieg davontrage: sie kannten weder Metapher noch Mythen, hielten den Satan für ein Wesen, das in den verschiedensten Gestalten auftrat, bald launig, bald schauerlich, bald menschlich, bald

geisterhaft. Ihre Vorfahren hatten an ihn geglaubt, warum nicht auch sie?

Das kleine Ding von Ypres wurde bald in vollem Ernste von Allen: Obst- und Geflügelhändlern, Fischer- und Landleuten, als ein vom Teufel geborenes Wesen angesehen. Wenn sie es sahen, murmelten sie: „Sie ist vom Teufel besessen“, bekreuzten sich und wichen ihm, wo sie konnten, aus. Leider war, wie sie meinten, die Zeit vorüber, wo es gestattet war, solche Geschöpfe zu verbrennen; sie nannten jene Zeit, wo die Juden gleich Fackeln und die Hexen wie Holzfeuer brannten, eine gesegnete, und hielten es jetzt für ein falsches Erbarmen, die Erde von Wesen, wie dieses, nicht befreien zu dürfen.

Im Winter, als sie es zuerst sahen, war das Land weithin überschwemmt und zerstörte Vieler Eigenthum; der Frühling brachte Mehlthau und Krankheiten, und der großen Trockenheit im Sommer folgte eine schlechte Ernte, Theuerung und Jammer.

Viele unter ihnen schrieben alles das der Anwesenheit des „Kindes der Finsterniß“ zu, und äußerten offen in ihren Hütten und Wohnungen, daß es ihnen, so lange dieser Sprößling der Hölle unter ihnen weile, nicht gut gehen werde; aber sie thaten ihm nichts zu Leide, sagten das nur in ihren eigenen vier Mauern und begnügten sich damit, ihren Kindern jeden Verkehr mit ihm zu untersagen und ihre Maulthiere nach der anderen

Seite zu lenken, wenn sie ihm begegneten. Sie meinten es nicht grausam mit dem Kinde, sie schützten nur sich selbst und behandelten es nur, wie ihre Landsleute einen Reher — „nur!“

Und als mit dem wiederkkehrenden Frühlinge des Kindes umdüsterter Verstand erwachte und die innere Regsamkeit thätig wurde, fühlte es sich gemieden und gebrandmarkt, fühlte es, wie man sich in Furcht und Verachtung von ihm abwandte.

„Tochter des Teufels!“ hörte es die Vorübergehenden immer und immer wieder murmeln, und bald suchte es in diesem Vorwurf Schutz wie in einer Festung, und war stolz auf seinen Ursprung. Es ward in seiner Wildheit, seiner Geduld und körperlichen Vollkommenheit zu einem stolzen, furcht- und zügellosen Geschöpfe, das Alles wagte und Alles ertrug. Es war in Gestalt und Farbe vollkommen, voller Kraft und Widerstand, kannte weder Furcht noch Hoffnung, es hatte nur einen Wunsch: Freiheit! —

Es war in dem Alter, wo glücklichere Geschöpfe kaum der Mutter Arm verlassen haben, es selbst erinnerte sich seiner Mutter nicht; wie ein junger Fuchs, von Hunden aus seiner Höhle gehehrt, im Walde umkommen muß, wenn er nicht Kraft genug hat, sich durch Beute zu ernähren, war es ausgehert worden, zu kämpfen oder Hungers zu sterben. Nur in Bezug auf Eines war das Kind zahm: es ertrug die Schläge ohne

Klage, als ob es so sein müßte; es wunderte sich nur zuweilen, warum, wenn es, wie die Leute sagten, des Teufels Tochter sei, er nicht so gut gewesen war und ihr eine Haut, die die Schläge nicht fühlte, und Aderu, die nicht bluteten, gegeben hatte.

Obgleich Claudius Flamma ein verwünschtes, vom Teufel besessenes, lästiges Ding in ihr sah, erfüllte er doch in seiner Art und Weise seine Pflicht an ihr. Er kleidete und nährte sie, wenn auch nur dürftig, überhäufte sie oft mit häßlichen Reden, gab ihr schwere Arbeit, um sie vor Faulheit zu hindern, und Schläge, wenn sie sie nicht that, und nicht selten, wenn sie sie that. Er besprengte sie oft mit Weihwasser, doch schlug er sie ohne Erbarmen.

Sie zu hassen, hielt er für seine Pflicht; war ihm doch stets gelehrt worden, Dinge der Finsterniß zu hassen, und das war sie in seinen Augen; er sah in ihr ein Ding, aus dem tiefsten Ruin einer fleckenlosen Seele und der Verführung eines der Hölle entstammten Versuchers gezeugt. Nie forschte er nach ihrer Vergangenheit, einer Vergangenheit, die, so kurz wie das Leben eines Insektes, doch genügt hatte, Leidenschaften, Wünsche und Erinnerungen in ihr zu erwecken, mit einem Worte: ihr einen Charakter zu geben, — einen Charakter, der schon zum Guten oder Bösen ausgebildet, weder zu ändern noch zu brechen war.

Er sprach nur mit ihr, wenn er sie höhnte oder ihr kurz

Befehle erteilte. Die schweren Arbeiten, die er ihr gab, führte sie ohne Widerstand, so weit es ihre geringen Kräfte gestatteten, mit stummer, unterwürfiger, halb wilder, halb geduldiger Ausdauer aus.

Er nannte sie in den ersten Tagen ihrer Ankunft Folle-Farine, nach dem Werthloosesten, Unnützeften, das er kannte, und Folle-Farine blieb ihr einziger Name.

Folle-Farine! — wie man sagt: Staub.

Mit der Zeit hielt sie ihn wirklich für ihren eigenen Namen, vergaß auch jene fremde, wunderbare Sprache, in der sie ihre ersten Worte gestammelt hatte, und konnte bald nur noch die normännisch-fränkische, die sie um sich hörte. Doch existirte Phantasie, Bärtlichkeit, Dankbarkeit, ein gewisser wilder und wahrer Edelmuth in ihr, aber der alte Flamma würde das nie bemerkt, nie geglaubt haben.

Sie war vom Teufel geboren: und in seinen Augen blieb sie eine teuflische Natur.

Das Gleichniß, wie oft das Samentorn einer Lilie in einen trüben, seichten Graben fällt und hier zu einer fleckenlosen Blume erblüht, hatte für ihn keine Bedeutung; hätte Jemand darauf hingewiesen, würde er den Sprecher in seinen Garten geführt und gesagt haben:

„Trägt ein wilder Stamm wohl je andere als bittere

Früchte? Giebt der Nachtschatten je Süßigkeit und Honig?
Thor! wie der Stamm so der Zweig, wie der Saft, so die
Blüthe."

Diese Frucht der Sünde und Scham war Gift in seinen
Augen.

Viertes Capitel.

Reiche Phantasie und malerische Bilder erfüllten den Sinn des fünfjährigen Kindes; es sah ein Land, das seinem jetzigen Aufenthalte wenig glich; eine wilde Gegend mit unabsehbaren Hügeln und engen Thälern, von Buchen-, Eichen- und Kastanienwäldern umschlossen, es hörte das Rauschen des von Stein zu Stein hüpfenden Baches, das Brausen des breiten Stromes, der sich, wild und ungestüm, durch enge Schluchten Bahn brach. Es sah ein Land mit Wassermühlen, die mit Moos bewachsen, hohe Thore, die in den grauen Felsen eingehauen waren, es sah schattige Gewässer mit glänzenden Fischen und hörte die Glocken der Maulthiere matt durch das Gehölz klingen, es erblickte Kalksteinbrüche, die oft thurmhoch bis in die Wolken ragten und zuweilen seltsam geformt waren, es sah hohe, blaue Bergkämme, mit schneebedeckten Gipfeln, die von der niedergehenden Sonne golden und feuerfarben beleuchtet wurden.

Wie einem jungen Schläfer, der in Dürftigkeit, Kälte und Schmerz erwacht, die Pracht des Paradieses, von dem er geträumt, in der Erinnerung bleibt, so erinnerte sich auch Follenfarine jenes unbekanntes, köstlichen Landes.

Die, unter denen sie jetzt weilte, konnten ihre schüchternen, wenigen, unbestimmten Aeußerungen, ihren fremdartigen Gesang nicht verstehen, und sie konnte ihnen nicht sagen, daß es nicht ein Reich ihrer Phantasie, sondern die ihnen unbekannte Gegend von Liebana war.

Eine spanische Zigeunerbande hatte an einem schönen Herbsttage ihre Zelte hier aufgeschlagen. Mit rein morgenländischem Blute in ihren Adern und der vollen Grazie und Anmuth der Orientalen in ihren Formen und Bewegungen, hielten sie sich für einen der nobelsten Stämme ihrer großen Familie.

Sie raubten Pferde und Schafe, stahlen Ochsen, hielten die Maulthiere auf ihren Wegen an, erleichterten ihre Bürde von Weinschläuchen, sie drangen in die Wirthshäuser ein, wenn sie Lust hatten, ohne weitere Fragen nach Bezahlung, zeigten vielmehr, wie ein drohender Hund, ihre Zähne, und ließen das Messer blitzen, das sie halb aus dem Gürtel zogen.

Es waren elende, niedrige Diebe und Bettler, die wilde Reden führten, Arbeit verabscheuten, am Tage saulenzten und Nachts plünderten.

Auf ihren alten Violinen spielten sie fromme Weisen, oder begleiteten damit die Frauen, wenn diese bei Mondschein im Schatten maurischer Trümmer tanzten, die Tambourins über ihren anmuthigen Köpfen erklingen ließen, und die glänzenden

Münzen, die sie auf der Stirne trugen, zusammenklangen. Wenn die Schäfer oder Maulthiertreiber sie von Weitem erblickten, erbebten sie und gedachten der Erzählungen, die der Großvater ihnen einst in ihrer Kindheit von den Geistern der todten Mauren, die um Mitternacht erschienen und in ihrem alten, verlorenen Königreiche schwelgten und jubelten, erzählt hatte.

Ein Mann war unter ihnen, noch größer, schlanker und schöner, als die Andern, bewundernswerth in seinen Sprüngen, seinem Ringen und anderen athletischen Künsten; sicherer als sie Alle, ein Weib zu gewinnen, ein Pferd zu zähmen, mit einem Schlage einen Stier zu Boden zu schlagen, mit einem Blicke die Streiter im Wirthshaus zur Ruhe zu bringen.

Sein Name war Tarif.

Oft hatte er sie verlassen und war in vielen Ländern umhergewandert; von Zeit zu Zeit, wenn er durch seine Künste oder rohe Gewalt Geld genug zusammengebracht hatte, willfahrte er seiner thörichten Phantasie, ging in irgend eine fremde Stadt, wo Leichtgläubigkeit und Luxus herrschten, und lebte hier, wie er selbst sagte, wie ein Prinz, spielte, schwelgte, knüpfte Liebeshändel an, lebte in Saus und Braus, bis der Beutel wieder leer war.

Dann kehrte er stets zurück und theilte wieder auf kurze Zeit das alte, diebische, ausschweifende Leben seiner Freunde

und Brüder, bis eine neue Laune und der Drang nach Abenteuern über ihn kamen. Dann verloren sie ihn wieder aus den Augen, bis sie ihn in Sammet gekleidet und berauscht bei irgend einem Maler trafen, oder ihn zerlumpt, verhungert und todtmüde in ihren eigenen Bergen willkommen hießen.

Sein geheimnißvolles Treiben machte ihn den Seinen noch theurer; so oft er zu ihnen zurückkehrte, hießen sie ihn willkommen und zürnten ihm niemals um seiner Untreue willen; und war eine auszuführende That Kühner, wilder, böser als gewöhnlich, so pflegten sie zu sagen: Laßt Tarif unseren Führer sein!

Eines Tages hatten sie ihre Zelte in einer schattigen Schlucht des Picos da Europa aufgeschlagen; ein Ort, den sie sehr liebten, an dem sie sich seiner Kastanienwälder und der klippigen Felsen halber, der Birkhühner in der Heide und der Forellen im Teiche wegen, gern niederließen.

Da plötzlich trat Tarif nach einer jahrelangen Abwesenheit düster und gebieterisch unter sie, als sie in Erwartung ihrer Abendmahlzeit um den Kessel gelagert waren.

„Eine Meile zurück, unter dem großen Korkbaume an der Brücke liegt eine Frau in Kindesnöthen“, sagte er zu ihnen. „Gehe Jemand zu ihr.“

Und mit einem Blick über die Frauen suchte er zwei für seinen Auftrag aus; streckte sich am Feuer hin, nahm sich

Suppe aus dem Kessel, und ruhig, Keines von ihnen eines Wortes würdigend, spielte er bedeutsam mit dem Griffe eines Messers, das er auf der Brust verborgen hielt, als er sah, daß einige der Männer ihm seinen Antheil an der Mahlzeit, zu der er kein Recht hatte, streitig machen wollten.

Tarif war es — dieser Name flößte den wilden Naturen Schrecken ein.

Tarif, der Stärkste, Behendeste, der am meisten Begünstigte von ihnen Allen; Tarif, der den Stier erschlagen hatte, der alle Matadore in Schrecken setzte, Tarif, der, wenn sie eine Brücke über den Fluß brauchten, die jungen Rüster mit der Leichtigkeit, mit der ein Kind das Unkraut zieht, ausriß; Tarif, der sich dem wildesten Schmuggler in den Weg stellte, und dem Menschen mit so geringer Mühe, als ein Schlächter zum Tödten eines Lammes braucht, die Kehle abschnitt.

Drum schwiegen sie still und überließen ihm seinen Theil Wärme, Suppe und rothen, dünnen Weines.

Indessen gingen die zwei Zigeunerinnen Quita und Zaria, suchten und fanden Alles, wie er gesagt hatte. Unter dem großen Korkbaume, zwischen dem dichten Buschwerke im hohen, feuchten Grase neben der rohgezimmerten Brücke fanden sie eine Frau, die soeben gestorben, und neben ihr ein neugeborenes Kind.

Quita ließ einen schnellen Blick über die Frau gleiten, ob

sie nicht zufällig etwas von Gold oder Edelsteinen an sich habe. Sie sah nur ein elfenbeinernes Kreuz auf ihrer Brust, das nahm sie ihr ab und verbarg es; die Leiche bedeckte sie mit Zweigen und verließ sie.

Zara hüllte das Kind in ein Stück Wollenstoff, wärmte es an ihrer Brust und eilte zum Lager zurück.

„Sie ist todt, Tarif“, sagte Quita und meinte die Frau, die sie soeben verlassen hatte.

Er nickte.

„Ist das Dein, Tarif?“ fragte Zara und meinte das Kind auf ihrem Arme.

Er nickte wieder, trank einen Schluck Wein und streckte sich hin.

„Was sollen wir mit ihm machen?“ fragte Quita.

„Laßt es dort liegen“, antwortete er.

„Was sollen wir mit ihm machen?“ fragte Zara.

Er lachte und richtete sein Messer mit bedeutsamer Bewegung auf seine eigene braune Kehle.

Zara erwiederte nichts, sondern ging mit dem Kinde nach einem Baume, an dessen Zweigen ein zerrissenes, gelbgestreiftes Stück Plane hing, das ihren eigenen, besonderen Ruheplatz bezeichnete.

Aus der Gruppe am Feuer erhob sich ein Mann, schritt auf Tarif zu und blickte ihm voll in's Auge.

„Ist solches Spiel mit dieser Frau getrieben worden?“

Tarif, der sich von keiner lebenden Seele belästigen oder bedrohen ließ, entgegnete ihm, ohne beleidigt zu sein, mit roher Offenherzigkeit: „Nein, das schwöre ich. Ich habe ihr nichts angethan. Geh' und überzeuge Dich, wenn Du willst. So lange sie lebte, hatte ich sie lieb. Was thut das jetzt? Sie ist todt, — so ist's am besten. Giebt es doch so viel Frauen, wie Maulbeeren.“

„Du liebtest sie und willst sie von den Wölfen fressen lassen?“

Tarif lachte.

„In Liebana giebt es wenig Wölfe. Doch willst Du, Phratos, so geh' und begrabe sie.“

„Das will ich“, erwiederte der Andere, und ging zum Korkebaum bei der Brücke.

Phratos war seinem Stamme in keiner Weise ähnlich, außer in der beiderseitigen Liebe zu einem unsteten Leben, in dem sie keinem Menschen für Etwas verantwortlich waren; weder feste Wohnung, noch ein schützendes Obdach brauchten, sondern vorzogen, frei wie der Hase und das Reh zu sein, und lieber nackt und hungrig waren, als in Knechtschaft und Unterwürfigkeit gut zu leben.

Er war körperlich nicht schön, wie sie; durch einen Unfall bei seiner Geburt war er lahm und sein Rückgrat verletzt.

Ohne den sanften Ausdruck in seinen Augen und den verschmizten Zug um den Mund wäre er wunderbarlich häßlich gewesen.

In seiner Kleidung von Schafspelz, in der Taille von einem Ledergurt umschlossen, seinem dicken, wirren Haare, das bis zu den Schultern niederhing, glich seine Mißgestalt eher einem im Dickicht jagenden Faun, und seine Häßlichkeit einem im Mondschein tanzenden Satyr, als einem Menschen.

Er glich den alten, lieben Göttern der Wälder und Flüsse nicht nur äußerlich, sondern auch in seinem ganzen Fühlen und Empfinden; er liebte die Musik und konnte alle die unzähligen Töne und Stimmen der Kreaturen und Dinge auf der Erde, im Wasser, in den Wäldern nachahmen; Vieles gab es, was ihn ewig traurig stimmte, und Vieles, was ihn lachen und froh sein ließ.

Er verstand den rauhen Saiten seiner alten Violine Töne zu entlocken, die ihre eigenen Melodien übertrafen, wie das Sonnenlicht, das den Gipfel des Europa bescheint, das trübe Lämpchen an der Straße von Colveries übertrifft. Er war nur ein Zigeuner; er spielte nur, wie es die Phantasie ihm eingab, wenn sie Mittags an einer klaren Quelle bei den Trümmern eines Saracenischen Tempels Halt machten, wenn sie an einer weiten Ebene, die von der aufsteigenden Sonne röthlich beleuchtet wurde, vorüberkamen, in einem kühlen, schattigen Hofe,

in den die dichten Weinstöcke kein Licht eindringen ließen, des Nachts unter einem Balkon, wenn die Mondstrahlen auf ein schönes, unbekanntes Gesicht fielen, das einen Moment zwischen den Magnolien auftauchte.

Und doch spielte er, daß die Frauen weinten, Kinder und Hunde schwiegen und aufhorchten, und die Männer ihre Augen mit den Händen beschatteten und alter, vergangener Zeiten gedachten, wo sie auf ihrer Mutter Knieen spielten und beteten.

Und zu ihm selbst hatte seine Musik so gesprochen, daß, obgleich seinem Stamme und ihren Bräuchen treu, er es nicht vermochte, wie sie zu stehlen, zu morden, zu lügen und zu betrügen, er hatte seinen Weg zur Rechtlichkeit und Wahrheit gefunden und hing an ihm fest. Das Wenige, was ihm in Wirthshäusern der Städte und Dörfer für seine Musik gereicht, von Fenstern und Balkonen geworfen wurde, eine Hand voll Hülsenfrüchte, eine Scheibe Melone, ein Lager von Laub und ein Trunk Wasser genügten seinen wenigen, einfachen Bedürfnissen.

Freilich machte sein Volk es ihm zum Vorwurf, daß er seinen Stamm erniedrige, wenn er, anstatt zu rauben, sich bezahlen lasse, und höhnten und verspotteten ihn oft — obgleich sie ihn Alle liebten, — der zügellose Tarif vielleicht am meisten. Aber er zankte sich niemals mit ihnen, wollte aber ebenso wenig von seiner sonderbaren Weise, die sie oft ärgerte, lassen, und

mit der Zeit sahen sie, daß er ein Thor sei, wie jede andere einfältige Kreatur, und sie am besten thäten, ihn seinen Weg unbelästigt und ohne Gegenrede gehen zu lassen.

Hätten sie ihn aus ihrer Mitte vertrieben, so würden sie seine Musik schmerzlich vermißt haben; diese Musik, die sie früh erweckte und durch die Kastanienbäume scholl, wie der Lerche Gesang gen Himmel dringt.

Phratos kam zu der todten Frau, nahm die Zweige ab und blickte sie an. Sie war gestorben, wo sie zuerst niedergesunken war, unfähig, den versprochenen Ruheplatz zu erreichen.

Das weiße, jugendliche Gesicht war nach oben gefehrt, die Augen, die Quita nicht geschlossen hatte, groß und blau, ihr langes, braunes Haar war, aufgelöst, feucht im Grafe geworden, und mit kleinen Blüthenknospen und verwehten, goldenen Blättern bestreut.

Phratos beklagte sie, als er sie so sah.

Er konnte sich ihr Schicksal denken.

Tarif, von den Frauen geliebt, hatte manche schon dazu beredet, sein wildes, freies Leben für kurze Zeit mit ihm zu theilen, hatte sie dann von ungefähr wieder verlassen, oder sie selbst war, seiner wankelmüthigen Leidenschaften müde, von ihm gegangen, oder, wie diese, ihm durch den Tod genommen worden.

In ihren Busen gesteckt lag ein Brief. Er war in einer ihm unbekanntem Sprache geschrieben. Eine Weile betrachtete er ihn nachdenklich, faltete ihn dann zusammen und steckte ihn in seinen Gurt, — er konnte ihm von Nutzen sein, wer konnte es wissen? Das Kind konnte leben bleiben, wenn man das Lager nicht abbrach, und Zara es, wie dann wohl wahrscheinlich, unter dem Kastanienbaume mit den letzten Schmetterlingen des scheidenden Sommers sterben ließ.

Nichtsdestoweniger bewahrte er den Brief, und nachdem er die Todte noch eine Weile betrachtet hatte, wandte er sich nach seinen Geräthen, die er mit sich gebracht, und machte sich geduldig daran, ihr ein Grab zu graben.

Er konnte nur langsam arbeiten, denn er war körperlich schwach, und sein Gebrechen machte ihm die Arbeit schwer, obgleich die Erde von frischem, starkem Regen noch weich war. Die Sonne sank und es wurde völlig Nacht, bevor er seine Arbeit beendet hatte. Als das Grab fertig war, füllte er es sorgsam mit abgefallenen, gelben Blättern und dichtem Moose, das die Erde wie einen Teppich deckte.

Dann legte er den Körper sanft in das Leichentuch des Waldes, und — das Moos wie ein Sterbehemd zwischen Körper und Erde, bestattete er die todte Frau. Für ihn hatte es nichts Fremdes, nichts Furchterregendes, sie so hier zu lassen.

Er war ein Zigeuner, und als solcher erschien ihm ein

Grab unter einem Baume im Walde, bei einem Bergstrome, der natürlichste Ruheplatz, den man wünschen und beanspruchen kann.

Kirchliche Gebräuche schienen ihm unnütz, und der Gedanke, es könne grausam oder unpassend sein, sie in dieser Einsamkeit mit dem Kreischen des Reihers und mit dem Schreien des wilden Rehbockes als Requiem, allein zu lassen, lag ihm fern.

Und doch, obgleich er Zigeuner war, blieb, als er seine Hute aufnahm und sich zum Gehen wandte, eine gewisse Sorge um dieses unbekante, verlorene Leben auf ihm lasten. Er ging durch die Schlucht zurück, und ließ sie für immer allein dort liegen, durch Regen und Sonnenschein, durch Wind und Wetter, durch die Stille des Sommers und den Sturm des Winters, wenn der angeschwollene Strom über ihr Grab hinweg rauschen und die hungrigen Thiere der Berge ringsum ihre Stimmen erheben würden. —

Im Lager angelangt, gab er Tarik den Brief.

Dieser, der die Sprache, in der der Brief geschrieben, und die Buchstaben kannte, warf einen Blick darauf und las ihn beim Scheine des flackernden Feuers. Als er ihn beendet, warf er ihn verächtlich hinter sich in's Gebüsch.

„Die Bitte der armen Thörin an die Kreatur, die sie haßte“, sagte er achselzuckend.

Phratos nahm den Brief auf und bewahrte ihn.

Später einmal fand er Jemand, der ihm denselben entziffern konnte.

Der Brief war von Keine Flamma an den Müller von Yprés; sie theilte ihm die kurze Geschichte ihrer unglücklichen Leidenschaft mit und ersuchte Erbarmen für ihr noch ungeborenes Kind, wenn es sie überleben und jemals zu ihm gebracht werden sollte.

Gewissensbisse und ihre Abwesenheit hatten des Vaters Barschheit und das Niedrige seines Charakters in ihren Augen gemildert. Sie erinnerte sich nur, daß er sie geliebt und sie für rein und fromm, wie eine Heilige, gehalten hatte. Kein Wort enthielt die Bitte, aus der man anders gefolgert hätte, als daß Claudius Flamma ein Mann sei, dem oft Unrecht geschah, und dessen einfaches Leben voll Liebe, Geduld und ohne Tadel verlief.

Sorgsam bewahrte Phratos den Brief; er glaubte, er könne ihrem Nachkommen einst von Nutzen, die Rache eines alten Mannes nicht so grausam, wie der Fluch und das Messer Tarif's sein.

„Sie muß schön gewesen sein“, sagte Phratos in jener Nacht nach einer Weile zu Tarif, „und Du beklagst sie nicht mehr?“

Tarif dehnte seine nervigen Glieder am Feuer und erwiderte:

„Darum werden nächstes Jahr ebenso viele Trauben an den Weinstöcken sein. Was thut's? Sie war ja nur ein Weib. Sie hielt mich, wie die Leute dort alle, für einen Gott, einen Teufel, einen Prinzen, einen Häuptling — kurz für alles Mögliche. Sie war der Priester, des Rosenkranzes, der Mühle und des Marktes müde, war schön, und das Volk nannte sie eine Heilige. Eine junge, schöne Frau so zu verehren, ist gefährlich.

„Ich traf sie an einem schönen Sommerabend, als die Sonne niederging, im Gehölze. Ich weiß selbst nicht, warum sie mich fesselte. Sie glich einer schlanken, weißen Lilie, — unsere Frauen sind nur große, gelbe Sonnenblumen.

„Sie glaubte an Himmel und Hölle, war rein und unschuldig, wie ein noch ungeborenes Kind; es war verlockend, alles Das in ihr zu tödten, und das ist so leicht, wenn eine Frau Dich liebt. Ich lehrte sie, was Leidenschaft, Freiheit, Wonne und Kummer war. Nach hartem Kampfe kam sie mit mir. Und das schwöre ich: so lange das Geld reichte, blieb ich ihr treu, ging in viele Städte mit ihr, brachte ihr Juwelen, seidene Kleider und feine Linnen, und behandelte sie gut.

„Aber bald ward sie traurig, grämte sich und weinte im Geheimen; zuweilen überraschte ich sie, wenn sie zu dem Kreuze betete, das sie auf der Brust trug. Da wurde ich böse, fluchte

ihr und schlug sie; sie schwieg aber still, schien mich darum nur noch mehr zu lieben; das machte mich wilder und immer wilder.

„Dann wurde ich wieder arm und mußte ein Stück nach dem andern von ihren Sachen verkaufen; das kümmerte sie nicht, sie hätte ihre Seele für mich hingegeben. Wir durchwanderten Norden und Süden; zuweilen verdiente ich mir Etwas durch Würfelspiel, schlug ein Pferd nieder, bethörte ein Weib oder stahl Kostbarkeiten aus einer ihrer Kirchen. Ich wollte sie los werden und wußte nicht wie, sie geradezu zu tödten, hatte ich nicht das Herz.

„Aber sie sagte kein rauhes Wort, und Du weißt, wie wüthend das einen Mann machen kann. Magdalena oder Kora oder Rachel — und wie sie alle heißen — wären geflohen, hätten das Messer nach mir geworfen, hätten mich wie eine Schlange angezischt; es hätte Schläge gegeben, böse Worte wären gefallen und Blut geflossen, aber dann hätten wir uns geküßt und wieder lieb gehabt. — Aber was soll man thun, wenn man eine Frau schlägt, und sie bleibt ruhig, blickt Einen nur mit ihren großen, traurigen, sanften Augen an.

„Schließlich waren wir in tiefster Armuth, schliefen in Scheunen, auf Heuböden, aßen Beeren und tranken von dem kühlen Bache. Sie wurde elend und kam kaum mehr vorwärts. Oft war ich versucht, sie auf dem Felde oder hinter

einer Hecke liegen zu lassen, aber ich vermochte es nicht, — man kann um einer Frau willen zuweilen recht thöricht sein. Sie wußte, daß sie mir eine Last, ein Fluch war, — möglich auch, daß ich es ihr gesagt habe, ich erinnere mich dessen nicht mehr.

„Endlich hörte ich in der Liebana von einer Bande, die von der andern Seite über die Berge kam, von euch, und so kamen wir zu Fuß hierher. Ich glaubte, wir würden Euch noch erreichen, bevor ihre Zeit kam, aber sie kam nicht weiter und sank nieder, so kam ihr Ende. Es ist am besten, wie es ist. Sie war unglücklich, und was hätte ich mit einer Frau machen sollen, die niemals einen Andern geliebt, noch ihrem todten Gotte auf dem Kreuze entsagt hätte, noch ein Stück Brod, das gestohlen war, genommen, noch einem Bildhauer ihre Schönheit enthüllt hätte, daß er sie in Stein hauen — das hatte ich versucht, aber sie wollte nicht. Wir hätten nicht gewußt, was mit ihr anfangen, wenn sie am Leben geblieben wäre. Und doch sehe ich sie zuweilen, so weiß und ruhig, wie ich sie an jenem Abende in dem kleinen Gehölze, als die Sonne tauchte, sah —“

Er brach kurz ab, nahm ein Horn Wein, trank, streckte sich nieder und blieb still. Der Wein hatte seine Zunge gelöst, er hatte aus dem Herzen, — er hatte wahr gesprochen.

Phratos, sein einziger Zuhörer, schwieg.

Er dachte an das große, blaue, gebrochene Auge, das er geschlossen, an das braune Haar, das er mit feuchten Blättern und grünem Moose bestreut hatte.

„Das Kind lebt?“ fragte er endlich.

Tarif, der von der langen Fußreise über die Berge ermüdet, eben einschlafen wollte, murmelte, von dieser Frage wieder gestört, mit einem dumpfen Fluche:

„Mag es zur Hölle gehen!“

Das waren die einzigen Laufworte, die über die namenlose Tochter des Zigeuners Tarif und Keine Flamma gesprochen wurden. —

In derselben Nacht rief Phratos das Weib Zara, das aus ihrem Zelte getreten war, und blitzenden Auges, mit schnee-weißen Zähnen, unter dem glänzenden Laube stand.

„Lebt das Kind noch?“ fragte er.

Zara nickte.

„Willst Du versuchen, es am Leben zu erhalten?“ fuhr er fort. Sie zuckte mit den Achseln.

„Wozu? Tarif sieht lieber, es wäre todt.“

„Gleichviel, was Tarif möchte. Lebendig oder todt, — es wird ihm nicht lästlich sein. Was thut's, ob wir ein Kind mehr oder weniger bei uns haben? Ein Schluck Ziegenmilch oder eine Handvoll Mehl genügen ihm, das merken wir nicht. Du hattest selbst ein Kind, Zara. Du liebtest es!“

„Ja,“ erwiderte sie mit einem plötzlich sanftern Ausdrucke in ihren wildleuchtenden Augen.

Sie hatte einen braunen, starken, einjährigen Knaben, der naßend und vergnügt auf einem alten Säbel nach Phratos' Musik tanzte.

„Dann habe Mitleid mit diesem mutterlosen Geschöpfe,“ sagte Phratos bittend. „Ich begrub seine todte Mutter, und ihre Augen schienen mich zu bitten, mich des Kindes anzunehmen. Sei barmherzig, Zara; — wärme und beschütze es. — Sei barmherzig, Zara; und Dein Same wird sich zehnfach vermehren, und stark und kräftig sein und sich ausbreiten, wie die Zweige des Ahorns, gegen den der Sturm umsonst ankämpft, und unter dem Alles auf Erden Schutz finden kann, — denn niemals ist das Erbarmen einer Frau umsonst, noch sind ihre guten Thaten ohne Lohn geblieben.“

Still lauschte Zara diesen träumerischen, poetischen, überzeugenden Worten, die ihr Ohr wie Musik trafen. Wie die Uebrigen, hielt auch sie ihn für einen halben Seher, einen halben Propheten. Ein mildes Lächeln zeigte ihre glänzenden Zähne.

„Du bleibst ein Thor, Phratos,“ sagte sie, „aber es soll geschehen, wie Du es wünschest.“

Und sie kehrte aus der hellen kühlen Herbstnacht in ihr kleines dunkles schwüles Zelt, wo das neugeborene Kind in einer Ecke auf einem harten Lager von Fichtennadeln lag, zurück

„Das kleine Ding ist nicht werth, daß man es am Leben erhält; seine Mutter war keine von den Unfern,“ sagte sie zu sich selbst und nahm die kleine, fremde Kreatur an ihre Brust.

„Das thue ich um Deinetwillen, mein Engel,“ murmelte sie mit einem Blick auf ihren eigenen schlafenden Sohn. Vor dem Zelte ertönte Phratos' weiche, klagende Musik — der einzige Lohn, den er ihr zu geben vermochte.

Zara beschwichtigte das Kind an ihrer Brust, und lauschte halb gerührt, halb ärgerlich.

„Warum spielt er für dieses kleine, fremde Ding und niemals für Dich, mein Stolz?“ Damit legte sie das Kind der Todten rauh hin, und nahm statt seiner den eigenen Sohn, schlug spielend seine rothigen Hände zusammen und bedeckte seinen Mund mit Küffen.

Aber die Musik spielte fort durch die stille Nacht, und das Kind, obgleich von Allen verstoßen und verachtet, wuchs und gedieh. —

Vier Jahre und länger blieb der Stamm Tariks in Liebana oder dessen umliegenden Ortschaften, nur selten, daß er die Gipfel Europa's aus den Augen verlor.

Tarik blieb nicht bei ihnen; bei der Theilung eines Raubes von Weinschläuchen war er in heftigen Streit mit ihnen geraten, und ging seinen eigenen Weg in ferne Provinzen und Städte, und führte dort sein ausschweifendes zügelloses Leben

fort. Seine Tochter blieb in Zara's Zelt, unter Phratos' Schutz.

Ein= oder zweimal hatte Tarit sie bei einem kurzen Aufenthalte bei seiner Truppe zu sich gerufen, die Gelenkigkeit ihrer Glieder, die Stärke ihres Haares geprüft und sie dann lachend von sich gestoßen; er dachte daran, wie einst eine Zeit kommen werde, wo sie erwachsen — nichts von ihrer Mutter todtem Gotte auf dem Kreuze, und deren schwachen, unnützen Scrupeln wissend, — ihm einen schönen Verdienst einbringen werde, wenn seine eigene Hand die Kraft gegen die Männer, und seine eigene Gestalt den Reiz in den Augen der Frauen verloren haben würde. Ein= oder zweimal hatte er ihr einen Stoß mit dem Fuße, oder einen Schlag mit seiner ledernen Peitsche gegeben, wenn sie, ihm zu nahe, im Grase spielte, oder in der Sonne lag und schlief, und er an ihr vorüber ging.

Sonst kümmerte er sich nicht um sie, gleichviel ob er da war oder fern; er überließ sie dem Zufall und dem Teufel, die, wie er sagte, die natürlichen Schutzengel und Pathen aller Bastardfinder seien.

Doch nicht der Zufall und Teufel allein, auch Phratos war bei ihr und verließ sie nicht.

Ueber Zara's Zelt herrschte oft das Glend.

Mit jedem Jahre wurde ihr wieder ein Sohn geboren. Während sie mit einer thörichten Liebe an ihren eigenen Kindern

hing, hatte sie für das fremde, das deren Bett und Nahrung theilte, kaum mehr als Gleichgültigkeit und Schläge.

Ihre braunbackigen, nackten, starken Kinder kämpften mit einander, wie die jungen Panther, tranken ihre Suppe abwechselnd aus dem Kruge und schliefen, wie die jungen Bären zusammengedrängt, auf einem Lager von Farren und Moos.

Aber das Kind, das ihnen nicht verwandt, selbst nicht ganz von ihrem Stamme war, in dem, wie sie meinten, vornehmeres Blut fließe, durfte seinen Knochen nicht in Frieden nagen, die reife Feige, die es hatte, nicht essen, wenn sie es nicht wollten; es wurde nicht mit ihnen in dem mit Schafshäuten ausgelegten Karren gefahren, — es mußte in Staub und Schmutz nebenhertraben, war auf die Ueberreste im Kruge angewiesen, und bekam Nichts, wenn sie ihm Nichts gelassen hatten, und wurde von den stämmigen Knaben fortgestoßen, wenn es versuchte, mit in ihr warmes Lager von Farren zu kriechen. Aber alles Das kümmerte es wenig, da Phratos in der Liebana war.

Er war immer gut mit ihm, er gedachte stets der bitterden todtten Augen und hatte Mitleid mit dem Kinde.

Manches Mal wäre sie Hungers gestorben, oder in jenen kalten, rauhen Winternächten, wenn die Andern in den Kalksteinhöhlen zusammenfrohen und hier für viele Tage eingeschlossen blieben, erfroren, hätte er nicht an sie gedacht. Manches Mal wäre sie ohne seine Hülfe in dem trockenen, heißen Sommer auf

den langen, sonnigen Landstraßen bei ihren Märschen zusammengebrochen und elend umgekommen, wenn die Zigeuner ihren Weg durch die staubigen, gewundenen Pfade den Hügeln entlang nahmen, oder auf holperigen, steinigen Wegen, in Schründen und Steppen, die nur ihnen und dem Wilde bekannt waren.

Er war es, der sie, wenn ihre Kehle von langem Durste trocken war, zu der aus dem Felsen hervorspringenden Quelle aufhob, wo die Mütter ihren ungestümen Kindern zu trinken gaben, und sie umsonst mit schmachtenden, bittenden Augen zusehen ließen. Er war es, der, wenn sie bei der Mahlzeit von den hungrigen, wilden Buben, die ihr nichts von der Suppe und den Linsen abgeben wollten, vertrieben wurde, Weizen zwischen zwei Steinen zermalmte, und ihr wilde Quitten und Maulbeeren suchte.

Wenn Zara's Söhne sie geschlagen und aus dem Zelte gejagt hatten, führte er sie an irgend einen schattigen Ort, wo dichtes Laub war, und spielte ihr frohe, heitere Melodien vor. Auf langen, steinigen Wegen, wenn ihre nackten Füße sie schmerzten, nahm er sie zu der alten Violine auf seine mißgeformte Schulter und verkürzte die steile Strecke mit tausend drolligen, wunderlichen Einfällen und Erzählungen von Blumen, Blättern, Vögeln und Thieren; obgleich er mehr zu sich selber sprach, beruhigte doch seine wunderliche Art, halb launisch, halb ernst, ihre müden Sinne gleich einem Schummerliede.

So verfloß das Leben in der Liebana, bis Tariks Tochter ihr sechstes Jahr erreicht hatte. ² *H. T. 34.*

Sie besaß Schönheit und Grazie und das Liebliche des alten maurischen Typus; sie war flüchtig, wie das Reh, kräftig wie die Gemse, wild wie das Rebhuhn; ihre Glieder, von den Stellungen und Tänzen, die sie sich selbst lehrte, um mit der süßen, schwärmerischen Musik der Violine Takt zu halten, waren geschmeidig geworden. Gegen Alle war sie schüchtern, mürrisch, wild und ungestüm; nur gegen Phratos war sie sanft, wie die Taube zu der Hand, die sie füttert. Er hatte ihr ein Band mit glänzenden Zechinen, um den Kopf zu tragen, gegeben, — wenn die Leute aus den Bergen und Thälern sie so sahen, wie sie am Rande eines von Buschwerk umgebenen Teiches, bei Mondschein zu den Tönen seiner Violine tanzte, hielten sie sie für ein überirdisches Wesen und erzählten daheim wunderbare Dinge von einer Elfe mit Sternen auf dem Haupte, die sie in der Stille der Nacht auf einem großen Lotosblatte haben tanzen sehen. Sie war glücklich in der Liebana; ein Wesen liebte sie, und sie war frei — frei konnte sie in dem Grase liegen, sich in dem stillen Teiche baden, knöcheltief in den Waldblumen umherwandern, unter den sich neigenden Fichten schlafen; sie war frei, gegen den sanft wehenden Wind zu laufen, auf die Bäume zu klettern und sich oben, zwischen dem Laube verborgen, zu schaukeln; sie konnte nach den schneebedeckten Bergen schauen,

für deren geheimnißvolle Pracht, die mit der Sonne erwachte, sie schwärmte und die sie liebte.

An einem schönen Herbsttage kam Tarik; volle zwei Jahre war er fort gewesen.

Sein Gesicht und seine Formen waren noch schön, aber seine Haltung zügelloser und wüster, denn je, in seinen funkelnden, kohlschwarzen Augen lag ein Ausdruck von Schlaueit und milder List, der ihnen neu war.

Das Leben war hart mit ihm verfahren; zu der Unduldsamkeit, den Leidenschaften, der Raubsucht, der trägen Sinnlichkeit des Zigeuners, in dem alle Laster seines Stammes blieben, während er ihre Tugenden, Mäßigkeit im Leben, und Ausdauer in Ungemach verlor — gefellte sich auch noch das Bittere drückender Armuth, und ohne Würfel, Frauen, Wein und prahlerische Händel zu leben, schien ihm schlimmer als der Tod.

Er trat, wie er immer zu thun pflegte, in ihre Mitte, als sie unter dem Schutze eines Felsens um ein Lagerfeuer saßen. Man bewillkommnete ihn, gab ihm zu essen und zu trinken, mit einem Gemisch von stummer Ehrfurcht und unveränderlicher Anhänglichkeit, welche sein Volk ihm, dem Schönsten, Wildesten, Wankelmüthigsten und Treulosesten von ihnen Allen, trotz ihrer vielen Streitigkeiten, bewahrte.

Er aß und trank und sagte wenig.

Als die Abendmahlzeit vorüber war, verlor sich das junge

Volk zwischen die Kastanienbäume, theils zum Spiele, theils zum Streite.

„Welches ist mein?“ fragte er, die Kinder überblickend.

Man zeigte sie ihm. Die Bechinen um ihre Stirn, sie schaukelte auf einem Eschenzweig, der Teich gab ihr Bild zurück. Sie sang, wie die andern Kinder, ohne Worte und doch heiter und melodisch, und fing dabei die Mücken, die über ihr in den Zweigen spielten.

„Kann sie tanzen?“ fragte er nachlässig.

„In ihrer Weise, wie die Blumen im Winde,“ sagte Phratos lächelnd, und in der Absicht, ihr die Gunst ihres Vaters zu erbitten, nahm er seine Violine von den Schultern, stimmte sie und winkte dem Kinde.

Sie kam, ohne zu wissen, wer Tarif war. Sie sah nur einen wildblickenden Mann in ihm, der es wahrscheinlich auch, wie die Uebrigen, schlagen würde, wenn es zwischen ihn und die Sonne träte oder durch Ungeschick sein Horn mit Branntwein umschütte.

Phratos spielte, und die Zigeunerkinder tanzten, wie es Brauch war.

Aber sie tanzte allein, und ihr Eifer, ihre Anmuth übertraf sie Alle. Sie war noch klein; nur ihr gutes Gehör und der angeborene Instinkt, der die Vögel singen und die jungen Zicken springen läßt, leitete sie.

Doch tanzte sie mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit, einem leidenschaftlichen Feuer, die weit über ihre Jahre gingen; ihre zarten, braunen Glieder glänzten golden im Feuerscheine, die Zechinen bligten in ihrem fliegenden Haare, sie selbst flog hoch in die Luft, wie der Vogel auf seinen Schwingen, wie ein Blatt in dem Winde, niemals still, unaufhörlich springend, sich drehend, sich schwingend, und in ihrer Unruhe doch mit einer lieblichen, träumerischen Sorglosigkeit.

Tarif beobachtete sie mit zusammengezogenen Brauen, bis die Musik verstummte und sie erschöpft und athemlos, wie die Schwalbe nach einem langen Flug über das Meer, in das Gras sank.

„Es wird gehen,“ murmelte er.

„Was hast Du mit dem Kinde vor?“ fragten mehrere Frauen.

Tarif lachte.

„Ein paar Geldstücke ist der kleine Wurm schon werth,“ gab er zur Antwort.

Phratos sagte nichts, aber er lauschte.

Nach einiger Zeit wurde es still im Lager, die Zigeuner schliefen. Zwei oder drei von den Männern gingen aus, um zu stehlen, und wenn sie Glück hatten, ein Stück Vieh im Mondschein niederzustößen; zwei andere stellten für Hasen und Reb-

hühner Fallen auf, die übrigen lagen in tiefem Schlafe, die wachsamten Hunde in ihrer Mitte.

Tarif allein saß noch beim verlöschenden Feuer. Als Alles still war, die Sterne hell am Nachthimmel glänzten, stahl sich Zava aus ihrem Zelte zu ihm.

„Du gabst mir ein Zeichen,“ sagte sie leise zu ihm, „soll ich sie tödten?“

Tarif zeigte wie ein Wolf seine weißen Zähne.

„Wozu? Was hätte ich davon?“

„Was hast Du mit ihr vor?“

„Ich will sie mit mir nehmen, das ist Alles. Hör' zu — Vor ungefähr einem Monate traf ich auf der andern Seite vom Berge einen Mann mit einem Marionettentheater. Es war in einem Weinalden, dicht bei Luzarches. Er hatte ein Mädchen mit sich, das zu seiner Musik tanzte, die Leute priesen seine Schönheit, und, possierlich wie ein tanzender Hund, brachte es ihm viel ein. Wir wurden Freunde, er und ich. Nach acht Tagen starb das Kind an irgend einer Halskrankheit. Ihr Herr raßte und raufte sich das Haar aus; das kleine Ding war ihm von großem Werthe gewesen. Zwölf Goldstücke will er für eine andere Solche geben. Er soll sie haben. Für ihn und mich soll sie tanzen; da kann man viel mit ihr verdienen. Die Frauen sind ganz närrisch, wenn sie ein hübsches Kind sehen; da öffnen sie ihre Schränke und ihre Börsen. Noch bevor die Sonne auf-

geht, will ich sie mit mir nehmen; er sagt: durch Hunger und Schläge lehrt er es ihnen in sieben Tagen. — So lange sie Kind ist, wird sie tanzen. Später — giebt's Theater; sie wird kräftig und hübsch werden — und in den großen Städten gilt ein hübsches Frauengesicht jetzt, was meins in seiner goldenen Zeit war. Bei Tagesanbruch werde ich sie mit mir nehmen!"

„Sie zu verkaufen?“

Dem widerstrebte Zara's hartes, wildes Herz. Sie hatte nur Zärtlichkeit für ihre eigenen Sprößlinge, das fremde Kind manches Mal mißhandelt — doch, bei diesen Worten lehnte sich die stolze Freiheit und die wilde Keuschheit ihres Stammes auf.

Tarif lachte wieder.

„Gewiß; warum nicht? Einen tanzenden Hund zu der Bauern Zeitvertreib will ich aus ihr machen, mit der Zeit werden die Adligen und Prinzen zu ihrem Vergnügen tanzen. Das ist ein schönes Leben, — besser, als ein anderes.“

Die Zigeunerin blieb erstaunt und unentschlossen stehen.

Wenn er das Kind in einen Fluß geworfen, es auf einen Felsen geschleudert hätte, der Instinkt und die Vorurtheile ihrer Race wären weniger dadurch beleidigt gewesen.

„Was wird Phratos sagen?“ meinte sie endlich.

„Phratos? was kann er sagen — oder thun? Das kleine

Thier ist mein, ich kann ihm nach Gefallen den Hals umbrehen, wenn es sich weigert, nach meiner Pfeife zu tanzen.“

Zara versuchte vergebens, ihn davon abzubringen, er blieb unerbittlich. Schließlich verließ sie ihn, es ging sie ja im Grunde nichts an; er konnte mit seinem Eigenthume machen, was er wollte. Sie ging und legte sich zu ihren braunfarbigen Knaben schlafen.

Auch Tarif schlief auf einem Felsvorsprunge auf einem Haufen Moos, von der Wärme des Feuers, auf das er neue Zweige gelegt hatte, eingekullt.

Als Alles still war, und seine tiefen, regelmäßigen Athemzüge bewiesen, daß sein Schlaf nicht so leicht zu stören sei, erhob sich ein Mann leise von der Erde und schüttelte das trockene Laub, das ihn verborgen hielt, von sich ab; eine dunkle, wunderliche, mißgeformte Gestalt stand aufrecht im Mondschein: es war Phratos.

Er hatte alles gehört und verstanden, was Tarif jetzt und später mit dem Kinde vorhatte; er wußte auch, daß es leichter war, eine Eiche zu entwurzeln, als Tarif, wenn er gelobt hatte, Etwas zu thun, was zu seinem eigenen Vortheil war, von seinem Vorjage abzubringen.

„Das ist meine Schuld,“ sagte Phratos bitter zu sich selbst, als er so da stand, und das Herz ihm schwer und traurig ward, gleichsam als Selbstvorwurf eines Verbrechens.

Eine Weile überlegte er ruhig in der Stille der Mitternacht, dann ging er mit leisem Schritte, der keinen Hund weckte, nach Zara's Zelt und hob die Häute, die auf einem Fichtenstamme als Vorhang davor hingen, in die Höhe. Das Mondlicht fiel schräg durch das Gebüsch und zeigte ihm die Frau, wie sie inmitten ihrer rothigen Kinder lag und schlief, gleich einer Hündin von ihren Jungen umgeben; etwas abseits, dem Eingange näher, lag auf nackter Erde die junge, schlummernde Tochter Tarik's.

Sie erwachte, als er sie berührte, und erschreckt öffnete sie ihre funkelnden Augen.

„Wüt! ich bin's, Phratos,“ murmelte er, über sie gebeugt, und der unterdrückte Schrei erstarb auf ihren Lippen.

Er nahm sie auf den Arm und verließ das Zelt mit ihr; ließ den Vorhang wieder fallen und ging hinaus in die klare, kühle Herbstnacht. Ihre Augen hatten sich wieder geschlossen, ihr Kopf war schlaftrunken auf seine Schulter herabgesunken. Nachdem sie gesehen, daß Phratos es war, der zu ihr gekommen, hatte sie sich keinen Augenblick bemüht, wach zu bleiben, sie liebte ihn, und bei ihm fürchtete sie Nichts.

Tarik hörte Nichts; in tiefem Schlafe lag er, halb berauscht, auf dem Felsvorsprunge, und spielte im Traume mit dem Messer, das er auf der Brust verborgen hielt.

Phratos schritt lautlos an ihm vorüber, durch die hinge-

streckten Menschen und Hunde, an dem verlöschten Feuer vorbei, über dem noch der leere Suppentessel hing, dessen Ketten von dem Nachtwinde leise hin und her bewegt wurden. Niemand sah ihn.

Er schritt, das Kind im Arme, aus ihrer Mitte, lautlos den Pfad entlang durch die Schlucht. Es war in ein Stückchen Schafshaut gehüllt, und die Zechinen in seinem Haare glitzerten in dem weißen Lichte; der Wind bewegte die Saiten der Violine, die er auf der Schulter trug, und entlockte ihnen einen schwachen, melodischen, seufzenden Ton.

„Ist es Morgen?“ murmelte das Kind halb im Schlafe.

„Nein, mein Liebling, es ist Nacht,“ erwiderte er; sie war zufrieden und schlief weiter.

Der anbrechende Morgen fand ihn auf der Landstraße, die Liebana weit hinter sich lassend.

Es folgte ein herrlicher, klarer Herbstmorgen. Das Kind war glücklich, wie noch nie.

Sie zogen immer weiter durch Ebenen und Felder, durch Wälder, über Hügel, durch Dörfer und Städte, aber sie und die Violine wurden niemals müde. Sie schwebten oben, während er mühsam vorwärts schritt; aber auch er wurde nicht müde, denn die Violine ertönte im Winde, und das Kind lachte im Sonnenscheine.

Es war am Ende des Jahres.

Himmel und Erde strahlten röthlich und purpurn, scharlach und golden. Die Luft war schneidend und kalt und berauschend, wie Wein. Ein herrlicher Duft vermischte sich mit der Kälte des Winters. Die Weinernte war vorüber, sie war ergiebig gewesen und die Leute darum freigebig und froh. Zuweilen spielte Phratos des Abends in einem Wirthshause, unter einem Balkon oder auf einem Marktplatz, — da flossen ihm die Silber- und Kupfermünzen reichlich zu. Hatte er genug, um für sich ein Stück Brod, für seinen Schützling Milch und Früchte kaufen zu können, so schritt er wieder rüstig weiter, — nur des Nachts gönnte er sich Ruhe.

Er kaufte ihr ein Röckchen von Fuchspelz. Kopf und Füße waren bloß. Sie badete in dem klaren Bach und schlief in einem Bette von Heu, sah große Thürme und Zinnen, steinerne und hölzerne Pfeiler, Flüsse mit Brücken darüber, große Wälder, halb ihres Laubes beraubt, Ebenen, roth vom Abendlichte beleuchtet, Städte, in leichten Nebel gehüllt.

Hoch in den Lüften getragen, in einen warmen Pelz gehüllt, von der bekannten, lieben Weise der Violine eingeschlafert, sah sie dies Alles, wie in einem Traume.

Es erfordert Zeit, ein großes Land zu Fuß zu durchschreiten, und Phratos war fast immer zu Fuß.

Dann und wann spielte er, oder gab ein paar Münzen für ein Plätzchen auf einem mit Stroh beladenen Wagen, oder

einem Karren voll Geschirr oder Grünzeug, mit einem Maulthiere bespannt, das nur langsam durch Ebenen, sumpfige Wälder, mit Pappeln bepflanzte Landstraßen, vorwärts schlich. Größtentheils aber wanderte er allein. Sein eigenes Volk mied er, und wurde dafür von den niedrigen Bewohnern der Orte, durch die er kam, wieder gemieden. An seiner Farbe, Kleidung, Sprache, an dem dunkelfarbigen Kinde mit den blitzenden Augen, in rothem Pelze und glitzernden Zechinen, das an seiner Seite schritt, erkannten sie ihn als einen Zigeuner.

„Auf jeder dieser Münzen steht ein Fluch gegen alle ehrlichen Leute geschrieben,“ murmelten sie, wenn sie an ihnen vorübergingen.

Sie verstand nicht, was sie sagten; sie kannte nur ihre Zigeunersprache, und auch diese nur unvollkommen; aber an ihren Blicken sah sie, daß sie Böses von ihr sprachen, und sie faßte Phratos' Hand noch fester — halb furchtsam, halb glücklich.

Es wurde kälter und der Boden härter.

Die goldene Pracht des Südens und Westens, ihr rothes Laub, ihre purpurnen Blüten, der glänzende Sonnenniedergang, die hüpfenden Bäche machten den flachen Weideländern, dem matten Himmel, den laublosen Wäldern und den düstern, grauen Färbungen des Nordens Platz.

Die Kälte war schneidend, und oft umhüllte sie der Nebel, der von fernen Seen aufstieg.

Das Kind fühlte sich erschauern, gedrückt, von einer unbestimmten Furcht und Unruhe ergriffen; aber es sagte nichts, es hatte ja Phratos und die Violine.

Es vermifste die rothen Wälder, die rauschenden Ströme, die stacheligen Früchte, den Duft der Veilchen, der Weinberge, die eigenthümlichen Formen des Cactus, die von Alter grauen, krummen Myrthen. Aber es klagte nicht, noch that es irgend welche Fragen, es hatte volles Vertrauen zu Phratos. Eines Abends nach einem dunkeln, trüben Wintertage, dem kältesten und rauhesten auf ihrer Wanderschaft, kamen sie in eine kleine Stadt mit vielen Kanälen; ihre Binnen und Dächer, Thürme und Spizen sprachen von der Pracht, der Schönheit und Poesie einer längstvergangenen Zeit.

Alles war mit Schnee bedeckt, große Eiszollen trieben auf dem Wasser, und die Thurmglocken tönend durch die Luft, die wenigen Leute, die noch wach, waren dicht in Wolle und Pelz verhüllt; durch die Läden drang der röthliche Schein eines erwärmenden Feuers; die Wächter gingen in alter Weise auf und ab und verkündeten auf ihrer Runde die achte Stunde.

In der Stadt vor einem alten Wirthshause hielt Phratos inne, sich für das Kind ein wenig süße Milch und ein Stück

Roggenbrod geben zu lassen, und fragte nach dem Wege zu dem Gehölze und der Mühle von Yprés.

Sie sagten es ihm mürrisch und argwöhnisch; denn das schlechte, ehrliche, einfache Volk fühlte sich wenig zu dem spanischen Zigeuner hingezogen.

Er dankte ihnen und nahm seinen Weg durch das Stadthor, die Landstraße den Fluß entlang, nach der bezeichneten Gegend.

„Frierst Du, mein Kind?“ fragte er mit mehr Zärtlichkeit als gewöhnlich.

Das Kind erbebt unter seinem kleinen Pelz, der den Sturm und das Schneegestöber nicht abzuhalten vermochte; aber es athmete rasch und erwiderte ihm: „Nein.“

Sie kamen durch einen laublosen, in der düstern Nacht finstern Wald, eine todte Krähe, von einem im Winde schwankenden Birnbaume heruntergeworfen, flog ihnen in's Gesicht; außer dem Rauschen des Mühlstromes herrschte weithin tiefe Stille. —

Er nahm seinen Weg durch die kleine Pforte, den Obst- und Blumengarten nach der Vorderseite des Hauses. Die Läden waren nicht geschlossen, und er konnte durch das Schneegestöber hineinblicken.

Ihm, — dem heimathlosen Wanderer von Jugend auf — schien es seltsam warm, traulich und still.

Ein alter Mann saß auf der einen Seite am Herde, eine alte Frau, die spann, auf der andern; das Spinnrad drehte sich, der Faden flog; die Holzschette dampften und brannten, die rothe Gluth spielte auf den weiß und blauen Steinen des Kamins und tanzte auf den blanken Geräthschaften; an den Sparren hingen geräuchertes Fleisch und getrocknete Kräuter und aufgereichte Zwiebeln, dort war ein Crucifix und darunter in Wachs und geschnitztem Holze die Geburt Christi. Er wußte nicht, daß diese Menge Waaren angesammelt waren, um sie später zu hohen Preisen an die hungernden Bauern zu verkaufen; er wußte nicht, daß der hölzerne Gott nur in einer blinden, frömmelnden, brutalen Weise, die eigene Seele zu retten und alle anderen in ewiger Verdammniß zu lassen, verehrt wurde.

Das wußte er nicht, er sah nur hohes Alter, Wärme und Behaglichkeit und, was das Volk, das ihn als Heiden ansah, die Religion der Liebe nannte.

„Sie werden ihr gewiß gut sein,“ dachte er, „alte Leute, wohlhabend und allein an ihrem Herde.“

Es schien so, — jedenfalls gab es kein anderes Mittel, sie vor Tarif zu retten.

Das Herz ward ihm schwer, denn er hatte das Kind lieb gewonnen, und bei seinem Gange zu einem unständigen Leben schien ihm das Leben im Hause am Herde wie das des Vogels

im Käfige. Doch Phratos, der seinem Volke nicht in Allem gleich, hatte oft darüber nachgedacht und wußte, daß ein solches Leben das Beste für ein Mädchen sei — und besonders für eines, dessen Vater Tarif war. Sie bei sich zu behalten, war unmöglich; er hatte immer mit seinem Stamme gelebt, und selbst, wenn er ihn verlassen wollte, Tarif wäre ihm, wohin er auch gewandert, gefolgt und hätte als Blutverwandter seine Ansprüche an das Kind geltend gemacht.

Es gab keinen anderen Ausweg, es vor gegenwärtigem Elend und zukünftiger Schande zu bewahren, als es zu seiner Mutter Volk zu bringen.

Es stand neben ihm und blickte durch die Schneeflocken hinein in die warme Küche.

Er bückte sich zu ihm nieder und schob ihm den Brief, den er auf der Brust der todtten Frau von Liebana gefunden, in seine Kleider.

„Du gehst zu dem alten Manne dort und schläfst heute Nacht bei dem hellen Feuer,“ sagte er zu ihr. „Du wirst gut und artig sein, wie immer, wenn Du bei mir bist; morgen Mittag komme ich wieder und sehe, wie es Dir geht.“

Ihre kleinen Hände drückten seine nur noch fester.

„Ich will mit Dir gehen,“ stammelte sie in der gebrochenen Sprache der Zigeunerfinder.

Sie sah wohl da drinnen Essen, Milch, Feuer, Obdach,

Schutz vor der Nacht und dem Sturme, aber Alles das galt ihr Nichts ohne Phratos. Wie die jungen Vögel, wenn man sie in einen Käfig sperren will, kämpfte sie gegen ihr Schicksal, — nicht wissend, was Gefangenschaft war, und doch davor erschreckt, und instinktmäßig sich ihr widersetzend. Er nahm sie in seine Arme, drückte sie fest an sich und küßte sie — zum ersten Male, denn Phratos, obgleich liebevoll und gut mit ihr, war er doch ohne weibliche Schwächen, er lehrte sie fest und stark sein und weder Liebkosungen noch Mitleid erwarten — er wußte wohl, daß bei Tariks Tochter in späteren Jahren jene nur Schande und dieses nur geringe Almosen, was auch nur Schande war, bedeuteten.

„Geh, meine Liebe,“ sagte er sanft zu ihr, klopfte mit seinem Stabe an die hölzerne Thüre, öffnete die Klinker und schob das Kind, bevor es widerstreben konnte, vorwärts in den dunkeln, niedrigen Eingang.

Dann wandte er sich und lief eiligst durch Garten und Gehölz in die Dunkelheit und das Unwetter zurück.

Er wußte, daß es zu des Kindes Schaden und Nachtheil gewesen wäre, hätte er sich einem der dortigen Bewohner gezeigt. Denn zwischen dem Wanderer der spanischen Wälder und den Bauern der nordländischen Ebenen konnte nur Mißtrauen und Verachtung sein.

„Morgen will ich sehen, wie es ihr geht,“ sagte er zu sich

selbst, als er wieder gegen Sturm und Wetter ankämpfte.
 „Wenn es ihr gut geht — gut denn; wenn nicht, muß sie weiter mit mir kommen, und wir müssen irgend ein Lager suchen, wo ihr Rabenvater sie nicht entdecken, nicht rauben wird. Aber das zu finden, wird schwer halten; — Tarik's Rache ist schnell, hat eine weitreichende Hand und wachsame Augen.“

Und das Herz ward ihm schwer, wie er so dahin ging. Er hatte an dem Kinde und seiner Mutter gethan, was er für Recht hielt, er war dem Gelübde, mit dem er den bittenden, todten, glanzlosen Augen geantwortet hatte, treu geblieben; er hatte das Kind vor Schlägen und seine Zukunft vor Schande und Unehre bewahrt; das hatte er gethan, indem er es auf dem einzigen Wege, der ihm offen war, vor seinem Vater rettete. —

„Morgen werde ich sie sehen,“ sagte er zu sich selbst, von einer unbestimmten Angst gequält, als ob das Gute, was er gethan, Unrecht sei.

Aber als der Morgen dämmerte, war es ihm unmöglich gemacht, weder heute noch jemals zu sehen, ob es ihr gut ginge.

Denn Phratos, von Schnee bedeckt und von dem Gestöber geblendet, verlor den Weg und lief weit ab in's Feld, ohne zu wissen, wo er sich in der weiten, weißen Einöde, in der ihm kein Stern leuchtete, befand.

Die Heftigkeit des Sturmes wuchs mit jeder Stunde. Die Ebenen waren dunkel, ihre Pfade verschneit. Schafe waren in ihren Ställen erfroren und das Rindvieh in der Finsterniß im Schnee umgekommen. Alle Lichter waren verlöscht, und das warnende Geläut der Glocken verhallte im Sturme.

Der Ort war ihm fremd. Ueber und unter ihm, rings um ihn waren dichte Schneewolken. Dann und wann drang der schrille Ton einer Glocke durch den fortstürmenden Orkan, klagte einen Augenblick durch die Stille und erstarb dann wieder.

Er klopfte an viele kleine Häuser, die in der großen, farblosen Einöde vereinzelt standen. Aber jede Thüre, die sich vorsichtig öffnete, wurde hastig wieder geschlossen.

„Es ist ein Zigeuner,“ murmelten die Leute erschreckt, schoben die Kiegel fester, kauerten sich dichter in ihren Betten zusammen und dankten ihren Heiligen, daß sie unter ihrem Dache geborgen waren.

Er zog sein Schaffell fester an sich und schritt weiter gegen den Wind.

Hundert Mal suchte er seine Schritte zur Stadt zurück zu lenken, hundert Mal mißlang es; immer lief er in der Kunde, ohne den endlos weißen Feldern zu entkommen.

Die Nacht war lang und Phratos ermattet. Mitten im Felde stand ein Kreuz mit einer Laterne daran. Das Licht,

vom Winde bewegt, flatterte hin und her und beleuchtete den Kopf einer Frau, die im Schnee lag. Ihre Hand faßte seinen Fuß, als er vorüberging.

„Ich bin todt,“ sagte sie, „todt von Hunger, aber der Knabe lebt, rettet ihn!“

Damit schlossen sich ihre Augen, sie röchelte und starb.

Der Knabe zu ihren Füßen stammelte in Fieberträumen. Phratos bückte sich zu ihm nieder und nahm ihn auf.

Es war ein Knabe von ungefähr acht Jahren, krank von Hunger und Fieber, seine Augen starrten bewußtlos in die Ferne.

Phratos nahm ihn in seine Arme und schritt vorwärts mit ihm; die Mutter hatte der Schnee schon ganz zugedeckt.

Ringsum waren Felder, kein Licht, als das von der Laterne am Kreuze. Wenige Schafe irrten ohne Schäfer umher, überall herrschte tiefe Stille; die Glocken waren verstummt, oder er hatte sich so weit von ihnen entfernt, daß er sie nicht mehr hörte.

Der Knabe war besinnungsvoll; er stammelte im Fieber unzusammenhängende Worte, seine Zähne klapperten, und seine Glieder hingen schlaff herab.

Phratos, mit der Last im Arme, kam nur mühsam vorwärts, der Schnee war tief und wehte ihm in's Gesicht; von Zeit zu Zeit strauchelte er und fiel bis an die Knie in eine Erdspalte oder eine ausgefrorene Pfütze.

Seine Kräfte, von jeher schwach, verließen ihn schließlich, seine Arme konnten den Knaben nicht mehr tragen.

Er ließ ihn langsam auf die Erde niedergleiten und stand athemlos und gebrochen; und der Schnee peitschte ihm in's Gesicht.

„Die Frau hat auf mich vertraut,“ dachte er, — sie war ihm eine Fremde, eine Bettlerin, sie war todt, sie hatte weder Ansprüche an ihn, noch konnte sie gegen ihn zeugen, und doch blieb er ihr treu!

Er löste das Schaffell, das er trug, streifte es ab und breitete es über den Knaben, zog ihn dann langsam und mit Mühe unter einen nur wenig schützenden Ginsterstamm; hier ließ er ihn.

Mehr vermochte er nicht zu thun.

Er selbst ging, jetzt ohne jeglichen Schutz gegen die schneidende Kälte, noch einmal den Weg zu suchen.

Es war still und dunkel.

Unaufhörlich schneite es fort, das weite, weiße Land war pfadlos, wie das Meer.

Er stolperte weiter, wie ein Lastthier, das blind und zer-
schlagen aus reinem Instinkt stumm und geduldig seinen Weg
fortsetzt.

Seine Adern waren erstarrt, sein Bart gefroren. Gleich

einer Peitsche schnitt ihm der Wind in's Gesicht, und eine krankhafte, träumerische Müdigkeit überkam ihn.

Er wußte wohl, was das bedeutete.

Er suchte sich aufzuraffen. Er war jung? und das Leben hatte seine Freuden; es gab manches Gesicht, das er gern wieder gesehen, und manche Stimme, die er gern wieder gehört hätte.

Er nahm die Violine vom Rücken und wollte spielen, aber seine erstarrten Finger hatten ihre Gelenkigkeit verloren, und die Seele der Musik blieb stumm: sie antwortete nur mit einem Seufzer. —

Er küßte sie sanft, wie er ein Weib geküßt haben würde, und drückte sie an seine Brust. —

Ringsum erstreckte sich das endlose, öde Ackerland. Wo kleine Hütten beisammenstanden, waren sie vom Schneesturm verborgen; kein Licht konnte das unveränderliche Dunkel durchdringen. Das Wimmern einer Heerde, die, von ihrem Schäfer verlassen, in ein Eisfeld gerathen war und darin umkam,² war der einzige Ton, der sich durch die schauerliche Stille vernehmen ließ.

Aber das war nicht, was er hörte und sah; barfuß und blindlings seinem Tode entgegengehend, gedachte er seines eigenen Landes: der goldenen Pracht der niedergehenden Sonne, des

Ouida. Des Teufels Tochter (Folle-Farine). I.



flammenden Rothes wilder Blumen, des Rauschens vom Springbrunnen um Mitternacht, der flüchtigen FüÙe beim Tanze, der lieblich traurigen Gesänge in verlassenem alten Palästen, des weißen, träumerischen Mondes, der durch Palmenalleen auf den silbernen See schien.

Solche Erinnerungen flogen in ihm auf. Er verlor das Bewußtsein seiner Leiden, der Schlaf überwältigte ihn, und geräusch- und kraftlos wie ein welkes Blatt sank er nieder. Und der herabfallende Schnee bedeckte ihn. —

Als es Tag ward und die rothe Wintersonne über der weißen Erde aufging, fand ein Bauer, als er an seine Arbeit in die Felder ging, seinen und des Kindes Körper.

Der Knabe war warm und lebte noch unter dem schützenden Schaffell, Phratos war todt.

Dem Kinde kamen die Leute zu Hülfe, nährten und pflegten es und retteten ihm das Leben; aber Phratos gaben sie nur ein Grab, wie der Rabe dem gefallenen Wilde.

„Es ist nur ein Zigeuner, laÙt ihn liegen,“ sagten sie, und lieÙen ihn im Schnee.

Sie nahmen ihm seine Violine und gaben sie ihren Kindern zum Spielzeug; aber die Kinder konnten ihren stummen Seiten keine Töne entlocken, denn die Violine war treu und auch ihre Musik verstummt.

Sein eigenes Land und Leute sahen ihn niemals wieder, hörten niemals wieder die Stimme seiner Violine durch die stille Nacht, niemals wieder tanzten die jungen Burschen und Mädchen auf seine Bitten, noch kamen die Thiere gesprungen, noch fangen die Vögel, wenn er kam, noch riefen die Kinder ihm entgegen: „Es ist Sommer, denn Phratos ist da!“

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Die brennende Sonne eines heißen Sommertages schien auf eine gerade, staubige Straße. Ein alter Mann stand am Wege, Steine klopfend, er war gebeugt und elend; er zählte vierundneunzig Jahre, abgestumpft, und doch zerstoben die Steine unter seinem Hammer in tausend Stücke, als ob die jugendliche Kraft von neunzehn und nicht von neunzig Jahren arbeite. !!

Als die Glocke von einem kleinen, geraden Kirchturme, dessen abschüssiges Dach durch die Bäume im Westen guckte, Mittag verkündete, nahm er seine Mütze mit dem Messingschild ab, wischte sich Staub und Hitze von der Stirne, setzte sich auf einen Steinhaufen nieder, langte ein Stück schwarzes Brod hervor und verzehrte es mit seinen noch guten, weißen Zähnen.

Der Mittag war sehr ruhig, die Hitze drückend, denn schon seit Wochen hatte es nicht geregnet; hoch oben in den Lüften

sang eine Lerche ihr Lied, alle anderen Vögel blieben stumm und unsichtbar, sie hatten sich ohne Zweifel in irgend einem kühlen Schatten verborgen, wiegten sich sanft auf den Linden-
 ? Blüthenbüscheln oder suchten unter den breiten Kastanienblättern Schutz. *im Voraus*

Zu beiden Seiten des Weges zog sich eine Reihe schlanker, hoher Pappeln hin, die wie die Schildwachen neben einander standen. Acker und Felder leuchteten golden von dem reisenden Korn und scharlach von den unzähligen Mohnblumen. Hier und da wurden sie von einem kleinen Häuschen, schwarz, weiß oder bunt gemalt, unterbrochen, von dem ein kleiner, zuckerhutförmiger Thurm oder ein geschweifelter Giebel mit durchbrochener Wölbung durch die Blätter hindurchblickte. Dann und wann wurden sie von einer Reihe Bäume, die schmachtend in der Hitze standen, oder von Obstgärten, deren Früchte theils schon reif, theils noch grün wie ihre Blätter waren, getrennt.

Mitten hindurch ging der Fluß, der in der Sonne silbern glänzte, mit seichten Stellen, an denen die jungen, kräftigen Ochsen getränkt wurden, und alten, malerischen Brücken, die von der Zeit gedunkelt und mit Moos bewachsen waren.

Der alte Mann blickte nicht um sich; schon seit einer Reihe von Jahren war er auf diesen Wegen beschäftigt. Der Platz hatte für ihn jenes Einförmige und Farblose, wie jedem Auge eine längst bekannte Landschaft, an der es sich überdrüssig gesehen.

Trotz seines hohen Alters mußte er sich seinen Lebensunterhalt noch durch Arbeit verdienen, er aß Schwarzbrot, hatte weder Kind noch Regel, noch Freund, außer in den mächtigen Regionen der Todten, und saß in der brennenden Sonnenhitze; er haßte Himmel, Erde, Luft und Landschaft; warum nicht? für ihn hatten sie nichts Anziehendes, er wußte nur, daß ihn die Fliegen stachen und die rothen Ameisen durch die Löcher in seine Schuhe krochen und ihn mit ihrem kleinen, spitzen Stachel bissen. ?!

Er saß in dem Schatten, wie ihn die schlanke, schmale Pappel giebt, und kaute an seiner Brodrinde; er hatte ein feines, markirtes Profil mit einem langen, weißen Bart, der sich scharf, wie aus Stein gehauen, aus dem goldenen Sonnenlichte, in dem die Mücken spielten, hervorhob. Seine blauen, durchdringenden Augen, die noch etwas von dem Feuer seiner Jugend hatten, waren, während er aß, auf den Boden geheftet und seine Lippen bewegten sich zuweilen fast unhörbar unter dem weißen Haare. Seine Gedanken weilten bei längst vergangenen Jahren einer unbergeßlichen Zeit — einer Zeit deren man, so lange sich die Erde um die Sonne dreht, gedenken wird.

Mit der Gegenwart hatte er nichts zu thun; er arbeitete, um die Bedürfnisse eines Körpers, den zu tödten die Zeit alle Kraft verloren zu haben schien, zu befriedigen; er arbeitete,

weil er zum Betteln zu stolz war, weil ihm Selbstmord eine Schwäche schien, aber das Leben war für ihn vorüber, das Leben, das in seinen Jugendjahren so glänzend, so furchtbar, so berauschend, so tragisch, so mächtig war, daß ihm die Welt jetzt matt, grau und leblos erschien, ohne Kraft in ihren Adern, ohne Farben in ihren Sonnen, ohne Blut in ihrem Wesen.

Seine Gedanken weilten in den Tagen des Thermidor, in den Wochen des höchsten Schreckens, in jenen Winternächten, wo die Trommeln eines Königs Klagelied anstimmten, in jenen Sommertagen, wo in Paris aus allen Kehlen der Ruf: „Marengo!“ ertönte.

Er hatte in jener furchtbaren, ereignißvollen Zeit gelebt, in der eine jede Stunde einen Sieg oder Tod brachte, jede Frau eine Märtyrerin war, in der dieselbe Sense, die das blühende Gras gemäht, der Mutter Brust, des Kindes Kehle spaltete, der die Erde roth vom dunklen Blute der Männer, wie von em Saft zertretener Weintrauben, und die Flüsse weiß von den Leibern der Jungfrauen, wie von mondbeschienenen Sommerlilien waren.

Und jetzt saß er hier auf der Landstraße in Staub und Sonne, fühlte nur die Stiche der Fliege und das Beißen der Ameise; die Welt erschien ihm todt, denn, obgleich sein Körper noch lebte, hatte seine Seele schon längst Gott verflucht und war todt. —

Da kam ein Mädchen den Weg daher, barfüßig, mit entblößten Schultern und leichten, elastischen Bewegungen, wie Jemand, der sein Leben im Freien zubringt und nicht Winde und Wetter achtet.

Sie schritt frei und ungezwungen, wie die Mädchen in der Campagna, wie eine in der Wüste Nubien's geborene Frau; obgleich kaum sechszehn Jahre, waren Brust und Glieder voll und kräftig gerundet und von vollendeter Reife.

Der dortigen Kopftracht abweichend, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, auf dem sie einen großen, flachen Korb mit allerhand Früchten, Kräutern und Blumen gefüllt, hatte; durch die Blätter und Ranken dieser bunten Menge guckte ihre dunkle, gewölbte Stirn und ihre blauschwarzen Augen ungebildet in die Sonne.

Den Staub mit ihren langen, schmalen Füßen, wie sie der Bildhauer seiner Cleopatra oder Phryne geben würde, nieder tretend, kam sie näher. Ihr Gesicht war ernst, düster, ja wild; sie hatte, obgleich ihr Mund aufgeworfen und purpurn war, gleich einer Kirschel, die Lippen fest aufeinander gepreßt, wie Jemand, der lange geschwiegen hat und — bis zum Tode schweigen wird.

Ihre Augen belebten sich, als sie den alten Mann sah; ein Lächeln bannte einen Augenblick alle düsteren und wilden

Leidenschaften und machte sie sanft und weich, wie die Sonne im Süden.

Sie blieb stehen und zeigte, indem sie sprach, ihre schönen, weißen Zähne, die klein und regelmäßig wie die Perlen standen.

„Geht es Euch gut, Marcellino?“

Der Angeredete fuhr aus seinem Sinnen auf und blickte, mit einer gewissen Heiterkeit auf seinem scharfgeschnittenen Gesichte, das allen Ausdruck, außer den ihm das starke, nachdenkende Zurückblicken verlieh, zu ihr auf.

„Thörin!“ erwiderte er barsch, aber nicht unfreundlich, „wann wirst Du endlich wissen, daß es einem alten Manne, der so lange lebt, niemals „gut“ gehen kann?“

„Muß man ein Mann oder alt sein, um so zu antworten?“

Sie sprach mit dem Accent und dem Dialekte der dortigen Gegend, aber mit reiner, klarer, kalter Stimme, die weder die des Nordens noch einer der umliegenden Dorfschaften war. Sie nahm ihren Korb vom Kopfe herab, lehnte sich an eine der Pappeln neben ihm und kreuzte die Arme über der entblößten Brust.

„Den Jungen ist Alles möglich, den Alten Nichts“, entgegnete er kurz.

Ihre Augen glänzten in einem wilden, dürstenden Verlangen, aber sie sagte Nichts.

Er brach sein Brod mitten durch und reichte ihr die eine Hälfte.

Kopfschüttelnd wies sie es zurück, obgleich sie hungerte. Ihr Wachsthum, die starken Kräfte und ihre stolze Figur brauchten immer Nahrung, wie die jungen Bäume, und sie wurde ihr so knapp gereicht, wie dem Hunde eines blinden Bettlers und mit mehr Unlust als dem Galeerensclaven. Die gütige Luft aber hatte sie reichlicher und kräftiger genährt, das war Alles.

„Möglich! —“ sagte sie langsam nach einer Weile; „was heißt möglich? ich verstehe das nicht.“

Der alte Mann lächelte trübe:

„Siehst Du jene Lerche? Sie schwingt sich auf und singt dort oben. Möglich, daß ein Vogelfsteller im Grase verborgen ist, möglich, daß sie, während sie singt, herabgeschossen wird, möglich, daß sie die Ehre haben wird, qualvoll zu sterben, um die Tafel eines reichen Mannes zu zieren. Verstehst Du nun?“ —

Sie überlegte einen Augenblick. Obwohl sie rasch auffaßte, war sie doch ohne alle Bildung, und sie brauchte längere Zeit, um der Spur dieses bildlichen Ausspruches zu folgen. Aber nach und nach faßte sie seinen Sinn und ihr Gesicht verdüsterte sich wieder.

„Das Mögliche ist also nur — das Schlechte?“ sagte sie langsam.

Der alte Mann lächelte noch trübe.

„Nun, unsere Freunde, die Priester, sagen, daß es ein ‚Möglich‘ gebe, das eines Tages dem Vogelsteller, der die Lerche tödtet, Flügel verleiht und der Lerche Kraft, Laus deo im Himmel zu singen. Sie sagen es — ich nicht.“

„Die Priester!“

Sie sprach das mit aller Verachtung, deren ihre gewölbten Lippen fähig waren, und ein tiefer, stummer, unergründlicher Haß erfüllte ihre Augen.

„Dann gibt es für mich kein ‚Möglich‘“, sagte sie bitter, „wenn es in der Priester Hand liegt.“

Marcellin blickte mit einem flüchtig scharfen Blick aus seinen Augen unter seinen weißen, buschigen Brauen zu ihr auf: „D ja, es gibt eines“, sagte er kurz. „Du bist ein Mädchen, bist schön — der Teufel wird Dir ein ‚Möglich‘ geben.“

„Immer der Teufel!“ murmelte sie. Obgleich sie diese Worte fast mit Ungeduld wiederholte, sprach sie sie doch voll Ehrfurcht, wie Jemand, der einen mächtigen, erhabenen und doch vertrauten Namen nennt.

„Immer der Teufel!“ wiederholte Marcellin. „Denn die Welt gehört den Menschen.“

Diesmal lag der Sinn seiner Worte tiefer und entging ihr.

Gesenkten Kopfes stand sie an einer Pappel und ihre unbeweglichen Glieder glänzten in der Sonne wie eine Bronze-
statue.

„Wenn die Menschen Teufel sind, sind sie meine Brüder“,
sagte sie plötzlich, „warum hassen sie mich dann?“

Der alte Mann strich sich den Bart.

„Weil Brüderschaft Haß ist. So sagte Cain, aber Gott
glaubte ihm nicht.“

Sie überlegte das Gesagte und blieb still.

Plötzlich fiel die Lerche lautlos zur Erde nieder. Sie war
von einem Habicht, der sich von der Himmelsbläue und dem
weißen Nebel der Atmosphäre schwarz abhob, getroffen worden.
Der Lerche auf der Spur, flog er hernieder und ergriff sie, noch
bevor diese sich im Grase vor ihrem Verfolger schützen konnte,
und trug sie in seinen Klauen davon.

Marcellin wies mit dem Pfeifenstengel auf sie hin.

„Du siehst, es giebt viele Formen des ‚Möglichen‘.

„Wenn es den Tod bedeutet“, fügte sie hinzu.

Der alte Mann zog die Pfeife wieder an sich und rauchte.

„Gewiß, der Tod bildet den Grundton zur Schöpfung.“

Wieder verstand sie ihn nicht; ein leiser Schmerz trübte den
Glanz in ihrem Auge.

„Und die Lerche lobte Gott, — warum geht es ihr so?“

Marcellin lächelte häßlich.

„Abel lobte Gott; aber das wandte den Stahl nicht ab.“

Sie war wieder still; er hatte ihr die Geschichte von Eva's Söhnen erzählt, und der eine, den sie verstanden und beklagt hatte, war Cain.

In diesem Augenblicke fiel über den Weg, der sich durch Wiesen, Kornfelder und Bäume zog, ein rother Schein, der nicht von den Mohnblumen, ein silberner Strahl, der nicht vom Wasser, eine Rauchsäule, die nicht von dem Unkraute, das auf der anderen Seite der Hügel verbrannt wurde, herrührte.

Da kam eine Wolke, aus der sich ein weiches, melodisches Gemurmeln erhob, eine Wolke, die sich zwischen den hohen, blühenden Hecken, dem gelben Weizen, den schlanken Pappeln und fruchtreichen Gärten fortbewegte, eine Wolke, die größer und deutlicher wurde, je näher sie kam, die feuchten, grünen Wiesen, die gewundenen Feldwege verließ und auf die große, breite Landstraße kam.

Es war eine Procession.

Langsam und unmerklich kam sie näher; als sie dicht herangekommen, blieb der alte Mann sitzen, nahm weder die Mütze vom Kopfe, noch die Pfeife aus dem Munde; das junge Mädchen richtete sich gerade und kreuzte die Hände über der Brust.

Die Procession ging vorüber; das goldene Crucifix schwebte hoch in der Luft, die weiß und rothen Kleider flatterten in der Sonne,

die silbernen Ketten und Räucherbecken glänzten, und die frischen, jugendlichen Stimmen der singenden Kinder drangen wie das Rauschen des Windes durch die Luft; die finsternen, glatten Gesichter der Priester waren über ihre offenen Bücher geneigt, der zarte Ton kleiner Glocken klang durch das einförmige Gemurmel ihrer Gebete.

Als der Zug vorüber gegangen, erhob sich der Staub in dichten Wolken, der schwere Dunst vom Weihrauch hing düster in der sonnenhellen Luft, die vielen Tritte hatten die Vögel aus ihrer Ruhe gestört und die mittägige Stille unterbrochen, der alte Mann hustete und das Mädchen wischte sich den Staub aus den Augen.

„Das ist die Kirche“, sagte der Steinbrecher lächelnd. „Staub — Schrecken — eine raue Kehle — geblendete Augen!“

Jetzt verstand sie ihn und ein Lächeln spielte um ihren Mund.

Der alte Mann stopfte sich seine Pfeife.

„Das ist die Kirche“, sagte er, „sie verbrennen Weihrauch und bitten um Regen und fällen die Wälder, die ihnen den Regen bringen.“

Der Zug kam ihnen aus den Augen, ging die Landstraße neben dem sich schlängelnden Fluß entlang, die Glöckchen klangen

indessen, der Weihrauch stieg auf, die Priester beteten sich heiser, die Bauern arbeiteten sich wundte Füße und die derben Tritte der Chorknaben traten die kleinen Mücken im Grase todt und der glänzende Schmetterling kam im Staube um.

Die Priester hatten strenger aus ihren niedergeschlagenen Augen geblickt, die Kinder waren dichter zusammengedrückt, ihre Stimmen matter geworden, und die Chorknaben hatten ihre Lippen mißtrauisch und verächtlich aufgeworfen, als sie an den Zweien am Wege unter den Bäumen vorübergekommen waren. Denn beide waren Ausgestoßene.

„Siehst Du den Mann, der den König getödtet hat?“ wisperte ein schöner Knabe mit lockigem Haare einem andern, der ihr kleines, weißes, mit silbernen Franzen besetztes Banner trug, zu und nymte das Sichheben und Senken des wohlklingenden Liedes mit seiner zarten, feinen Stimme, so gut er es vermochte, nach.

„Siehst Du des Teufels Tochter?“ murmelte ein munterer, goldbrauner Knabe, der seine Heerde unbewacht auf der Wieje gelassen hatte, um die rothen Kleider anzulegen und das Räucherbecken aus seiner Dorfkirche zu schwingen, zu einem andern gewandt.

Und sie sangen wieder lauter, ließen mehr Weihrauch aufsteigen und gingen dicht neben einander unter den Strahlen des

glänzenden Crucifixes, denn sie fühlten, daß sie in den Schatt. der Mächte der Dunkelheit gewesen, und daß sie reiner, heilige und erhabener waren, weil sie mit Verachtung an dem vorüber gegangen, was mit Psalmen auf ihren Lippen und mit dem Kreuze als Symbol verflucht worden war.

So gingen sie, mit einem Heiligenscheine von Sonnenstrahlen um sich, durch das friedliche Land, durch Felder und Obstgärten, am Flusse vorüber, in das Herz der alten, ruhigen, düsteren Stadt zur Kathedrale, knieten am Eingang im Staube nieder und beteten, dann erhoben sie sich und fangen das ‚Angelus‘.

Darauf erhob der hagere, ernstblickende Priester, der sie hierher unter die Standarte des goldenen Crucifixes geführt hatte, allein seine Stimme, flehte zu Gott um Regen und allen Segen zur Ernte und ermahnte die Menschen zur Geduld und Nachahmung Gottes.

Das Volk war bewegt, betrübt, lauschte und schlug sich an die Brust; nach einer Weile erhob es sich von den Knien, Viele von ihnen in Thränen, sie zerstreuten sich und gingen ihren Weg, und Einer flüsterte dem Andern zu: „Seit jener Mann, der einen Heiligen erschlug, unter uns weilt, haben wir keine solche Ernte wieder gehabt, wie in früheren Zeiten“, und der Andere erwiderte: „Nie haben wir früher bei dem schönen, kühlen

Better solche Regengüsse gehabt, wie jetzt, seit der Sproß der Hölle unter uns weilt.“

Denn die Priester hatten ihnen nicht gesagt: „Siehe! Euer Mitleid ist vertrocknet wie die Erde und Eure Herzen sind ehern wie der Himmel.“

Zweites Capitel.

In den Tagen seiner jüngsten Jugend, in den alten, trunkenen Tagen, die gestorben waren, hatte dieser alte Steinbrecher Marcellin ein Leben gekannt, wie es wenigen Menschen zu kennen gegeben ist; ein Leben der Seele und der Sinne, ein Leben des Sturmes und des Entzückens, ein Leben, wahnsinnig vom Blut und vom Wein, ein Leben der göttlichsten Träume, ein starkes, gewaltiges, glänzendes, unaussprechliches Leben, ein Leben, da gepackt, wo es am vollsten, wildesten, schönsten ist, aus einer Sphäre, die dem Tode gehört, fern der Erde, die ihm Hölle war. — Als seine Wangen noch des Knaben Frische hatten, seine Locken noch blond waren, hatte er eine Nation im Delirium gesehen; er war einer ihrer Erwählten gewesen, er hatte zündende Worte gesprochen, lebendige Thaten geschmiedet, er war einer der Tausend in Marsala und einer der Rächer des Thermidor gewesen; er hatte seine flötenreiche Stimme von der Tribüne erhoben, sein Votum zum Tode des Königs gegeben; Leidenschaften waren sein Spielzeug gewesen, und mit Leben hatte er gespielt, wie ein Kind mit dem Streichholze; er hatte die Geächteten gesehen auf dem Throne der Macht, und Verödung

in Königs-Palästen; auch er war wild gewesen und lustig und grausam und frech und stolz, wie es das ganze Land war; er hatte die zarte Schönheit der königlichen Frauen in den Händen des Böbels, und die Starken, die Fürsten geliebkoset hatten, von der breiten Stahlklinge küssen sehen; seine Jugend war in eine wunderbare Zeit gefallen, in eine Zeit, da alle Männer Götter oder Teufel, und alle Frauen Märtyrerinnen oder Furien waren.

Und jetzt — klopfte er Steine für sein täglich Brod, und die an ihm vorübergingen, fluchten ihm und sagten:

„Dieser Mann erschlug den König!“

Weil er seine Zeit überlebt hatte, und das Leben, das einst rosig und golden, jetzt grau und blaß, wie die Asche eines verlöschten Feuers war; weil in der langen Reihe irdischer Mängel kein Fehler so unversöhnlich ist, wie die Zeit.

Vor Jahren, an einem heißen Sommertage, wie dieser, gegen den die Gemeinde betete, war der alte Mann, als er zwischen den Feldern seiner Hütte zuschritt, einem kleinen Mädchen begegnet, das ihm in der vollen, rothen Gluth der untergehenden Sonne entgegenkam.

Er mußte kaum, warum er sie anblickte, aber nachdem er sie angeschaut, blieb sein Blick auf ihr haften.

Sie hatte die Farben seiner Jugend; in diesem blutrothen Lichte, zwischen den blutrothen Blumen erinnerte es ihn an jene

weiblichen Formen, die er in all' ihrer Grazie und ihren wol-
lüstigen Reizen gesehen hatte, da sie, als die heißen Tage des
furchtbaren Gemehels über das Land kamen, in rothen Todten-
kleidern auf dem dunkelrothen Schaffot standen.

Das Kind stand allein vor ihm in der tiefen Feuergluth,
über ihm der gelbbraune Himmel, da und dort purpurn über-
gossen, rund umher die einsamen Felder, von der langen, an-
haltenden Hitze gelbbraun gebrannt. Ihre Schultern trugen
blau und schwarze Streifen, die Spuren von Peitschenhieben.

Er blickte sie an und hielt sie zurück, er wußte selbst kaum,
warum? Er wußte nur, daß ein Blick aus ihren Augen, der
wohl gedrückt aber nicht gedämpft war, ihn anzog. Diesen
Blick hatte er einst gesehen in seinen Jugendjahren, in den Ge-
sichtern der Adligen, die er haßte.

„Du bist verletzt?“ fragte er in seiner strengen, barschen
Weise. Sie setzte das schwere Bündel nieder und starrte
ihn an.

„Verletzt?“ wiederholte sie einfältig. Niemand hatte je
daran gedacht, daß sie verletzt sein könne; was man ihr that,
war Strafe und Gerechtigkeit.

„Ja; die Streifen da — müssen schmerzen?“

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe, aber sagte nichts.

„Wer schlug Dich?“ fuhr er fort.

Ein leidenschaftlicher Zug überslog ihr Gesicht.

„Flamma.“

„Du warst unartig?“

„So sagten sie.“

„Und was thust Du, wenn Du geschlagen wirst?“

„Ich schweige still.“

„Warum?“

„Aus Furcht, daß sie sehen könnten, daß es mir weh' thut — und sich freuen.“

Marcellin stützte sich auf seinen Stock und heftete sein scharfes, leidenschaftliches Auge mit einem Blicke auf das Mädchen, der von ihm, der alle Welt mied und von ihr wieder gemieden wurde, fast sympathisch war. „Komm in meine Hütte,“ sagte er, „ich habe ein Kraut, das den Schwielen Schmerz und Hitze nimmt.“

Sie folgte ihm halb gehorsam, halb verblüfft; er war der Erste, der sie je aufgefordert hatte, zu ihm zu kommen, und sein rauhes Mitleid that ihr so wohl; das können freilich nur die verstehen, die eines Jeden Hand gegen sich erheben sehen, und an deren Ohr der Hohn aller Stimmen ihrer Welt dringt.

Von Allen geschmäht, verachtet und stets zurückgestoßen, war sie wild geworden, wie ein gefangener Habicht, ungezähmt, wie ein gefangener Panther. Aber gegen ihn war sie ruhig und gehorsam, er hatte ohne Fluch und ohne Spott, die einzige

Art, in der sie die menschliche Stimme bisher hatte reden hören, zu ihr gesprochen.

Seine kleine Hütte lag inmitten der ausgedehnten Kornfelder, da, wo zwei Fußwege sich kreuzten, an der leichten Böschung des Ackerlandes hinliefen, und sich an der großen Landstraße wieder vereinigten — eine Hütte von Stein und geflochtenen Weiden mit einem Strohdach, wo der alte Republikaner sein farges, bitteres Brod ohne Klage aber auch ohne Zufriedenheit brach.

Er nahm einige Blätter von einem einfachen Kraute, das er kannte, befeuchtete sie mit Wasser und legte sie ihr auf die Schulter, nicht unsanft, obgleich seine Hand rauh von der Arbeit, und wie die Leute sagten, oft roth von Blutvergießen war.

Dann gab er ihr aus einem Holzbecher einen Schluck frische, süße Ziegenmilch, theilte ein Stück hartes Brod, sein ganzes Abendessen, mit ihr, schenkte ihr ein Stück rothen Shawl von wollenem Gewebe und orientalischer Stickerei, hob ihr das Holzbündel auf den Rücken, wo sie es bequemer tragen konnte, und führte sie wieder auf ihren Heimweg. „Besuche mich wieder,“ sagte er kurz, als sie über die Schwelle schritt.

Sie neigte stumm den Kopf und küßte ihm schnell und schüchtern die Hand, wie ein dankbarer Hund, der verwundert ist, statt Schläge Liebkosungen empfangen zu haben. „Nach vierzig Jahren habe ich mein Gelübde gebrochen und ein

menſchliches Weſen bemitleidet," murmelte der alte Mann, als er in ſeiner Thür ſtand und ihr nachblickte.

„Sie nennen ihn ſchlecht und ſagen, er habe Menſchen erſchlagen," dachte das Kind, daſ ſein Geſicht lange kannte, obgleich er ihres nie bemerkt hatte, und ſie glaubte, daſ alles Heil in ihres Vaters Reiche — daſ ſie daſ Reich des Uebels nannten — läge.

Die kühlen, feuchten Gräſer ſtillten die Hiſze in ihren Schwielen und der Trunk Milch löſchte ihren Durſt. „Iſt Böſes gut?" fragte ſie ſich in ihrem Herzen, als ſie durch die hohen, rothen Mohnſchrittl.

Und von dem Abende an hingen Follen-Farine und Marcellin, beide von den Andern verſtoſſen, feſt zu einander.

Drittes Capitel.

Als die fromme Versammlung aufbrach und sich in verschiedenen Gruppen nach verschiedenen Seiten trennte, kehrte die alte Ruhe wieder in die kleine Stadt zurück.

Bei Jahrmärkten und Heiligtagen, wo es hohe Feste oder großen Verkehr gab, war die Stadt voller Farbe, Bewegung, Lärm und Gedränge. Dann strömte das Landvolk mit seinen klingenden Maulthieren herbei, die Fischer kamen herein und brachten den Salzgeruch der See mit sich; ihre eigenen Gerber, Obsthändler, Radler, Elfenbeinschnitzer wurden von Hunderten, in den wunderlichsten, verschiedensten Trachten, die sich von ihren Vorfahren auf sie vererbt hatten, und die sie noch mit Vorliebe trugen, verdrängt. Aber die übrige Zeit, wenn die Fischer in ihren Hütten, die Bauern auf dem Lande oder ihren Feldern und die Städter in den alten, reichen, im Roccocostyle erbauten Häusern, die sie in Galerien, Kornböden, Wellschuppen, Arbeitshäuser und so weiter umgeschaffen hatten, thätig waren, herrschte tiefe Stille; kaum, daß ein Kind in der Straße spielte oder ein Hund in der Sonne lag und schlief. — Als die Menge sich verlaufen hatte, legten die Priester ihre Kleider bei Seite,

zogen wieder ihren gewöhnlichen Rock von schwarzer Serje an, und gingen wieder den täglichen Verrichtungen in ihren einfachen Wohnungen nach.

Die Kreuze und Räucherbecken wurden wieder auf den Altar gesetzt und an die Pfeiler gehängt.

Die Chorknaben und kleinen Kinder legten ihr weißes Leinen und ihre rothen Röcke wieder in die Kästen, und Lavendel und Rosmarinzweige dazu, um sie vor Motten und dem Teufel zu hüten, und gingen wieder auf ihre Felder, in ihre Häuser, zu ihren Heerden, ihren Papierdrachen, ihren Margerithenkränzen, zu den Kaninchen, die sie in einem Kasten eingesperrt hielten, zu den armen Fliegen, die sie in der Sonne tödteten, zurück.

Die Stadt wurde ruhig, der Marktplatz leer; die drückende Stille eines heißen, wolkenlosen Nachmittags herrschte auf allen Plätzen rings um die Kathedrale, wo seit langer Zeit die Bischöfe und Domherren wohnten; große, schattige Höfe, düstere, offene Klöster, Häuser mit eichenem Schnitzwerke überdeckt und von den weitausgebreiteten Zweigen der Kastanien- und Lindensäume, so alt, wie sie selbst, beschattet.

Nachdem das Volk auseinander gegangen war, saß das Mädchen, das, als die Proceßion an ihm vorübergekommen, gerade und ungebeugt am Wege gestanden hatte, auf einer breiten Steinbank, die von einer Linde beschattet war. In traumhafter Ruhe hatte sie sich hingestreckt. In einem Laden

dicht dabei, war sie ihre Last von Grünzeug und Früchten losgeworden. Die Hitze war drückend; den ganzen Tag unterwegs, hatte sie sich einen Augenblick niedergesetzt, um auszuruhen, und hielt ihre brennenden Hände unter ein Wasserbächlein, das aus einer Mauerpalte in ein Becken hervorsprudelte. Es war eine alte Quelle, mit dem Bildniß der Madonna, in Stein gehauen, darüber, von einem steinernen Weinblätterkranz umgeben, und mit den verschwenderischen Verzierungen einer Zeit versehen, in der die Menschen das Schöne um seiner selbst willen liebten und weder Zeit noch Mühe dafür sparten.

Sie neigte sich über die Fontaine, — von dem dicken, grünen Laub bedeckt, war sie immer kühl — und füllte den metallenen Becher, der mit einer Kette an das Bassin fest gemacht war, und tauchte ihre dürstenden Lippen immer und immer wieder hinein. Der Tag war schwül, die Wege lang und weiß von Kalkstein; die Kehle war ihr noch trocken vom Staube, den die vorübergehende Menge aufgewühlt hatte, und obgleich sie in dem großen Korbe, der jetzt leer an ihrer Seite stand, süße, saftige Kirschchen, Pfirsichchen, Maulbeeren und Melonen gehabt, hatte des Teufels Tochter doch nicht eine Frucht genommen, ihre trockenen Lippen damit zu erfrischen.

Folle=Farine beugte sich zum Wasser nieder und spielte damit und trank davon, und tauchte ihre Lippen und Arme darein; so lag sie auf der Steinbank, die Füße über einander

geschlagen, und ihre geschmeidigen, runden Formen voll wollüstiger Ruhe eines Panthers. Die Kühle, das Murmeln, die Reinheit, der Friede, die sanfte, fließende Bewegung des Wassers, besitzen einen unendlichen Reiz für leidenschaftliche, fieberhafte, stürmische Naturen.

Es lag ein traumähnlicher Friede über dem Orte, der auch für sie seine Reize hatte; in den düstern Wölbungen des langen Klosters, in den grauen, moosbewachsenen Mauern, in den großen Platten des gepflasterten Hofes, in den zarten, sonderbaren Schnitzwerken oben und unten, in den gemeißelten Friesen, wo noch kleine Nester waren, die die Vögel im Frühlinge gebaut hatten, und in dem dichten, gepflegten Dickicht des Gebüsches, das den Duft und die Schatten des Waldes bis mitten in die bevölkerte Stadt trug.

So lag sie, unlustig sich zu rühren, unlustig dahin zurückzukehren, wo ein zum Schlage erhobener Stod ihr ganzer Gruß und Lohn war.

Da öffnete sich eine der Thüren des alten Klosters, und der Kopf einer alten Frau, mit dem fächerförmigen Kamme und der hochaufgethürmten weißleinenen Mütze, die besonderen Abzeichen der Frauen dieser Stadt, wurde herausgesteckt. Die alte Frau war die Mutter des Küsters; als sie herausblickte, rief sie ihrem Sohne mit freischender Stimme zu: „Georg, Georg, komm her, des Teufels Tochter trinkt das geweihte Wasser!“

Der Küster jätete zwischen dem Koble in seinem Garten hinter'm Hause, der von kurzgeschnittenem Taxus umgeben und im tiefen Schatten, den die Kathedrale darauf warf, noch feucht war.

Selbst ein alter Mann, wenn auch noch stark und kräftig, kam er, noch mit der Hacke in der Hand, auf seiner Mutter Ruf herbei.

Wie die Rede ging, war das Wasser aus dem Steine selbst hervorgequollen, als man ihn mit einem blühenden Birnbaumzweige, den der heilige St. Hieronimus, der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wieder zur Erde zurückgekehrt war, eine Zeit lang nahe bei der Kathedrale gewohnt, das ehrenvolle Handwerk der Schuhmacher getrieben und große Wunder an dem Orte gethan hatte, in der Hand gehalten. Man sagte, daß einige dieser wunderthätigen Mächte noch in der Quelle seien, und die, die am heiligen Hieronimustage gläubigen Herzens daraus tranken, frei von Sünde und körperlichen Gebrechen würden.

Darum strömte das Volk von allen Seiten herbei, davon zu trinken, wenn nicht zum Segen ihrer eigenen Seelen und Leiber, so doch zum Segen des Küsters.

Von der Mutter gerufen, kam er herbei, um den heiligen Quell zu retten.

„Mach', daß Du fortkommst, Kind der Hölle,“ schrie er, „wie kannst Du wagen, das heilige Wasser zu berühren?“

Glaubst Du, daß Gott für solche, wie Du bist, das Wasser aus den Steinen fließen läßt?"

Folle-Farine blickte auf, sah ihn mit ihren kühnen Augen an und lachte, dann tauchte sie ihren Kopf wieder in das helle, frische Wasser, bis Lippen, Wangen und das krause Haar um ihre Stirn von den silbernen Tropfen glänzten. Der Küster, wüthend über diese Nachlosigkeit und Herausforderung, schrie laut:

„Unseliges Geschöpf, Tochter des Teufels! Ich will Dich lehren, die heilige Gabe mit Deinen teuflischen Lippen zu berühren!“

Mit diesen Worten faßte er sie mit der einen Hand rauch bei der Schulter, während er mit der andern die Hand drohend über ihrem Kopfe schwang; seine alte Mutter mit dem runzligen Gesichte stand indeß in der Thür und rief ihm zu, er solle ihr zeigen, daß er ein Mann sei, und kein Erbarmen haben.

S kaum berührte er sie, kaum drohte der Stoß über ihr in der Luft, als Folle-Farine aufsprang und ihr wildes, schönes Gesicht in Trotz und Wuth aufflammte.

Sie ergriff den Stoß mit ihrer rechten Hand, entriß ihn dem Küster mit schneller Bewegung, nahm dessen Kopf unter ihren linken Arm, und ließ in athemloser Wuth, die ihren schlanken, kräftigen Gliedern die Kraft und Stärke eines Mannes verlieh, mit seiner eigenen Waffe Schläge auf ihn regnen. Eben so rasch, als sie den Küster ergriffen und geschlagen hatte,

schleuderte sie ihn auch wieder von sich, mit solcher Hefigkeit, daß er der Länge nach auf das Pflaster fiel; dann erfaßte sie den metallenen Eimer, der gefüllt daneben stand, goß das Wasser über den Küster aus, wandte ihm, ohne ein Wort zu sagen, den Rücken und ging langsam, mit stolzer Anmuth in allen ihren Gliedern, über den Hof; mit dem leeren Korbe auf dem Rücken schritt sie dahin, taub wie die Steine für des Küsters und seiner Mutter Schreien. In diesen abgeschlossenen Mauern, wo sie jetzt, zur hohen Mittagszeit, in ihren kühlen, dunkeln Häusern schliefen oder aßen, blieb das Rufen der alten Frau unbemerkt. Die Mönche hatten sie ohne Zweifel gehört, waren aber zu bequem gewesen, ihre Zellen in der Mittagsschwüle zu verlassen. Das Bellen eines Hundes, der an der Kette lag, blieb die einzige Antwort auf den Lärm, und Fosse-Farine kam ungehindert, ohne noch einer lebenden Seele zu begegnen, nach dem Marktplatz.

Als sie in das Stadtviertel, das nach dem offenen Felde führte, einbog, sah sie von Weitem einen Stadtwächter, der eilig dem Kloster zuschritt; seine glitzernde Tresse leuchtete in der Sonne, und die lange Scheide schleppte klappernd auf dem Pflaster nach. Sie lachte ein wenig, als sie ihn sah.

„Mir kommt er nicht nach,“ sagte sie zu sich selbst, „da fürchten sie sich zu sehr vor dem Teufel!“

Sie hatte Recht, es kam Niemand.

Sie ging über den großen, sengendheißen Platz, dessen weiße Steine in der Sonne glitzerten.

Außer einer Katze, die in der einen Ecke schnurrte, und drei Sperlingen, die sich auf einem Haufen Abraum miteinander stritten, war nichts zu sehen.

Die alten, wunderlichen Häuser schienen in tiefem Schlaf zu liegen, die Läden waren wie müde Augenlider über die kleinen, alten, trüben Fenster geschlossen. Die goldenen Wetterfahnen über den gewundenen Gassen und geschnitzten Brüstungen, zeigten unbeweglich nach dem warmen Süden. Außer dem Krähen eines Raben, der hoch oben in den Zinnen der Kathedrale sein Nest baute, ließ sich kein Laut vernehmen.

Ungehindert durchschritt sie dieses Stadtviertel und nahm ihren Weg durch eine winkelige Straße heim nach dem außerhalb liegenden Dorfe. Es war ein alter, trüber, winkeliger Platz, durch den, als seine einzige Straße, ein Gewässer mitten hindurch floß, und auf dem die ältesten Häuser der Stadt standen; sie waren alle von Holz, das mit der Zeit schwarz geworden, und mit dem geschmackvollsten und wunderlichsten Schnitzwerke einer Zeit ausgestattet, wo ein Besitzer noch Liebe zu seinem Hause hatte, es noch als ein Bollwerk, einen Altar, ein Erbstück ansah, in dem er selbst sein langes Leben hinbrachte und es dann in Ehren und Rechtschaffenheit einem seiner edlen Nachkommen vermachte.

Die Straße war sehr still, das Kläuschen des Wassers das einzige Geräusch, was sie erfüllte. Bei ihren Einwohnern herrschte tiefe Armuth; in vielen dieser alten Häuser theilten die Bettler ihre Behausung mit Ratten und Eulen; nur in einer der Wohnungen war noch Leben und Wärme.

Gelb und rothe Kressenblumen wanden sich um die gewundenen Pfeiler, dichte, vollblühende Hortensien füllten die schmalen Fenster; bunter Steinbrech mit roth und grünen Blättern und weiß und purpurnen Blüthen hing über das Balkongeländer, das man fünfhundert Jahre früher mit golddurchwebten Stoffen behangen hatte; ein kleiner, gelber Vogel sang in der leeren Fensterische, von der die steinerne Lilie schon seit langer Zeit heruntergerissen war.

Aus diesem Fenster blickte eine Frau und lehnte sich mit verschlungenen Armen über den rothfleckigen Steinbrech und den grünblättrigen Wein heraus.

Sie war eine schöne Frau, weiß wie die Lilie; hatte einen Mund, der immer lieblich lächelte, und silberne Nadeln in ihrem goldgelben Haare.

„Braunes Ding, was starrst Du mich so an?“ rief sie Foll=Farine zu.

Diese fuhr zusammen, und wendete den durchdringenden Blick ihrer leuchtenden Augen von ihr ab.

„Weil Ihr schön seid,“ erwiderte sie kurz.

Alles Schöne entzückte sie; diese Frau war schön, und sie blickte sie an, wie sie einen bunten Schmetterling in der Sonne angesehen, wie sie nach den Sternen geschaut haben würde, die durch die Blätter schienen; nach den großen, prächtigen Figuren in den Fenstern der Kathedrale; nach den glücklichen Kindern, die sie im Frühling sah, wenn sie, die Hände voll Schlüsselblumen, zu ihren Müttern liefen; nach den fröhlichen Gruppen, die sie, wenn sie zu Anfang des Jahres um ein Holzfeuer saßen, durch das Gitterfenster, das das Schneegestöber nicht verschneit hatte, erblickte; nach all den Dingen, die sie so oft sah, an denen ihr eigenes Leben aber keinen Antheil, mit denen es keine Aehnlichkeit hatte.

„Du bist die Enkelin des alten Flamma!“ rief die Andere herab, „Du arbeitest den ganzen Tag in der Mühle für ihn?“

„Ja.“

„Und gehst barfuß und mit zerrissenen Kleidern, und läufst wie ein Packesel hin und her, und die Leute hass'en Dich? Du mußt eine Thörin sein! — man sagt, der Teufel sei Dein Vater, warum läßt Du Dir von ihm nicht schöne Sachen geben?“

„Er will mich nicht hören,“ sagte sie traurig; hatte sie ihn nicht schon unzählige Male in inbrünstigem Gebete darum gebeten?

„Will er nicht? Warte ein Jahr — nur ein Jahr.“ —

„Und dann?“ fragte Folle-Farine mit fliegendem Athem.

„Dann bist Du ein Weib, und das, sagt man, erhört er immer.“

„Erhört er Euch?“

Das schöne Weib oben lachte.

„Vielleicht in seiner Art. Aber noch bezahlt er mich schlecht,“ sagte sie und nahm eine der silbernen Nadeln aus ihrem Haare und stach damit in den rosigten Gesicht des Steinbrechs, — denn sie war nur die Frau eines Gärtners und war ruhelos und unzufrieden.

„Mach, daß Du fortkommst,“ fügte sie rasch hinzu, „oder ich werfe mit Steinen nach Dir, Hexe! Du hast einen bösen Blick, sagt man, da kannst Du mich blenden, wenn Du mich so anstarrst.“

Schweren Herzens ging Folle-Farine ihren Weg über die spigen Steine weiter. Als das Bild, das sie schon oft entzückt und ihr diesen Weg lieb gemacht hatte, sich belebte und sprach, verhöhnte und schmähte es sie auch nur, wie die Uebrigen. Die Straße war nun so trübe für sie, wie alle anderen. Des Gärtners Frau blieb im Fenster gelehnt, daß die grün und goldenen Weinblätter ihr Haar streiften, und blickte ihr den gewundenen Weg nach.

„Dieses junge Ding wird schöner werden als ich,“ dachte sie, und der Gedanke war ihr so bitter, wie jeder schönen Frau. Langsam und traurig, mit gesenktem Kopfe, verfolgte Folle-

Farine ihren Weg, den leeren Korb langsam hinter sich herschleppend. ? Sie war daran gewöhnt, von harten Worten wie mit Hagel überschüttet zu werden; meist beachtete sie sie wenig, oder gab sie mit boshaftem, wildem Troß zurück; aber von dieser Frau hatten sie ihr weh gethan; hatte sie doch leise gehofft, auch auf sie werde aus jener Laube goldener Blätter und rother Blumen ein verlorener Lichtstrahl fallen.

Bald war sie außerhalb der Stadthore und hatte die Wälle und alten Festungsmauern, über die, von der Zeit nutzlos und zerfallen, jetzt Brombeeren und Flechten hingen, verlassen; und es breiteten sich die Landstraßen und Stege, die silbernen Bäche mit den hölzernen Brücken, die Ebenen, durch die die Maulthiere, wenn sie zu Markte kamen, mühsam ihren Weg nahmen, die Felder, auf denen die Bäuerinnen mit ihren weißen Mützen und die gefleckten Ochsen arbeiteten, vor ihr aus, in der klaren Luft, die von dem süßen Dufte der reisenden Früchte in den vielen Obstgärten durchzogen war.

Hier und da hob sich am Wege ein Crucifix dunkel gegen die Sonne ab; von Zeit zu Zeit tönte der Klang einer Glocke von einem der kleinen, spitzen, rothen Dächer. Das Vieh lag im Grase an Gräben, die von Wiesenblumen bedeckt waren, die Hunde lagen neben ihren Schafen und schliefen.

Vor der ersten Hütte, an der sie vorüber kam, saß unter

einem großen Kastanienbaume eine Hausfrau und klöppelte Spigen auf ihrem Knie.

Sehnsüchtig blickte Follé-Farine nach der jungen, schönen Frau, die mit schneller, gewandter Hand die Klöppel warf und dazu im Takt ein Lied mit fröhlichem Schlußverse sang.

Sie sah auf, und ihre Stirn legte sich in Falten, als das Mädchen vorüberging.

Ein Stück weiter stand, halb verborgen von den hohen Brombeersträuchen, die im Garten waren, ein Wirthshaus, das von Holz gebaut und mit Wein umwachsen war.

Aus einem der Gitterfenster lehnte ein Mädchen; das silberne Kreuz auf ihrer Brust glänzte in der Sonne, und ihre heiteren blauen Augen lächelten unter der hohen, weißen Mütze hervor. Sie reichte einem Studenten mit langen, schönen Locken, rothen Backen und dem blonden Flaum eines zwanzigjährigen Jünglings, der unten stand, eine Nelke, und er küßte ihre weiße Hand, aus der er die rothe Blume nahm.

Follé-Farine blickte in stummer Verwunderung und mit namenlosem Schmerze nach diesem hübschen Bilde: was konnte es bedeuten, so glücklich zu sein, wie diese? —

Eine Strecke weiter kam sie an einer andern Hütte vorüber, die von einem Feigenbaum beschattet war; Schwalben umkreisten ihre hohe steinerne Esse, und ein Birnbaum verdeckte mit seinen Nestern und Blüthen die alten, grauen Mauern.

Eine alte Frau saß in der Sonne beim Kaffee, und eine junge lehrte die blau und weißen Ziegel und sang dabei ein munteres Lied.

„Sitzest Du bequem, Mutter?“ fragte sie, einen Augenblick inne haltend, und blickte zärtlich nach der alten, runzlichen Frau, auf deren Gesichte die Schatten des Sykomorenbaumes spielten.

Die alte Mutter lächelte und tauchte ihr Brod in die Kaffeetasse.

„Gewiß, Kind; ich fühle die Sonne und höre Dich singen.“

Obgleich sie blind war, fühlte sie sich glücklich.

Folle=Farine blieb einen Augenblick stehen und schaute durch eine Ginsthercke nach ihnen hin.

„Wie sonderbar müßte es sein,“ dachte sie, „wenn Jemandem so Viel daran läge, deine Stimme zu hören,“ und halb besänftigt, halb ärgerlich ging sie weiter durch Korn= und Mohn=blumen.

Stand sie niedriger als Jene, weil sie Niemand fand, der sich um sie kümmerte und ihr Leben erfreute? oder stand sie höher als jene, weil irdische Freuden für sie wie die todte Schrift einer ihr unbekanntten Sprache waren?

Da kam ihr den Fußpfad, der zwischen gelben Korn= und lila Kleeefeldern, über dem ein Schwarm Bienen summt, hin=

lief, eine zerlumpfte, sonnverbrannte, malerisch aussehende Frau entgegen, die, mit ihren schweren Schuhen das Gras nieder-tretend, mit zwei großen Messingeimern zu der Heerde an der Bergseite schritt. In ihrem aufgeschürzten Kleide trug sie ein Kind, einen Knaben, der im Halbschlaf sein Lockenköpfchen an ihre Brust gelehnt hatte.

Als sie an ihr vorüberkam, zog sie das Tuch über den Busen und über das braune, rosige Gesicht des Kindes.

„Sie soll Dich nicht ansehen, mein Liebling,“ murmelte sie. „Ihr Blick lähmte Nemy's zarte Glieder.“ Und eiferjüchtig bedeckte sie das Kind, wandte sich zur Seite und schlug einen anderen Weg durch das Kleefeld ein, um nicht die Kleider derjenigen zu streifen, an der vorüber zu gehen sie gezwungen war.

Folle-Farine hörte es und lachte laut.

Sie mußte, woran die Frau dachte.

Als sie im Sommer des vergangenen Jahres an dem Loh-hofe, an der Westseite des Flusses, vorübergekommen, war des Gerbers kleiner Sohn eilig herausgesprungen, hatte, in die Hände klatschend, sie verhöhnt und mit Spottreden, die es von älteren Kindern gehört hatte, überhäuft. Statt aller Antwort hatte sie nur den Kopf nach ihm gewendet und ihn ruhig und verächtlich angesehen.

Aber das Kind, das schnell herausgelaufen kam und bei

ihrem Blicke stuzte, stolperte über ein Stück Leder und fiel so heftig, daß es das linke Bein am Knie brach.

Das Glied, das schlecht geheilt wurde, und durch Neigung zu Kränklichkeit sehr schwach, war niemals wieder geheilt worden und hing krumm, unbrauchbar, bis an das Knie gelähmt, herab.

Wenn nun der kleine Krüppel Remy bei Sonnenschein mit seinen Krücken herausgehumpelt kam, wies man voll Mitleid auf ihn hin, als den Gegenstand ihrer Hysterie, das Opfer ihrer Rache.

Als sie damals gehört hatte, was man sagte, hatte sie laut gelacht, ihre Brauen zusammengezogen und ihre weißen Zähne gezeigt.

Als die augenblickliche Milde erstarb in ihr, als die Bäuerin den Knaben bedeckte und in das Kleefeld einbog. Sie lachte laut und schritt mit jener schnellen, harmonischen, majestätischen Bewegung, die ihr angeboren war, wie sie dem Rehe, der Gazelle angeboren ist, durch die halbreifen Felder und sang wieder ihre fremden, wilden Weisen, wie ein Seufzer des Windes, die die einzige Erinnerung an das Land, das ihre Geburt gesehen, waren.

Sie war zu sehr an eine derartige Abneigung gewöhnt, als daß sie sie viel beachtet hätte. Sie wußte, daß sie von der Gemeinde, in die sie das Schicksal geworfen, gebrandmarkt und

gemieden war, und sie nahm diese Aelterklärung ohne Verwunderung, ohne Widerstand hin.

Folle=Farine: der Staub. Was gab es Niedrigeres auf Erden? Der Aberglaube hatte in dieser alterthümlichen Gegend zwischen Weiden und Kornfeldern der Normandie, mit den vorübergehenden Jahrhunderten Wurzel gefaßt, und die Revolution hatte nur wenig gethan, ihn zu vermindern.

Wenige von den Leuten konnten lesen, weniger noch schreiben. Sie wußten nichts, als was ihnen ihre Priester und Politiker gelehrt hatten, das sie glauben sollten. Mit den Hühnern gingen sie zu Bett, und mit dem Hahnschrei standen sie wieder auf; zur Messe gingen sie wie die Enten zwischen die Weiden und Bäche, und zur Rekrutirung wie ihre Lämmer zur Schlachtbank.

Sie wußten, daß es noch eine Welt gab, aber sie kannten sie nur als den besten Markt für ihr Geflügel, ihre Spitzen und ihre Häute.

Ihr Verstand war so trübe, wie des Nachts ihre mit Oel erleuchteten Straßen; aber sie führten ein zufriedenes, meist frommes Leben. Im Sommer gingen sie hinaus auf ihre Wiesen und sangen ein Ave Maria; in trockener Jahreszeit baten sie in ihren dürren Obstgärten um Regen, mit demselben Glauben, mit dem sie im Winter mit Fackeln durch den dicken

Nebel tappten und Klagelieder sangen, um für die Saatzeit auf ihre kahlen Brachfelder Segen zu erflehen.

Sie hatten noch die Schönheit und den Glauben des alten, mittelalterlichen Lebens, aber auch zugleich dessen Bigotterie und Grausamkeit.

Sie lebten einfach, ehrlich und zufrieden, und wenn unter sich, waren sie heiter und fröhlich; fern von dem farblosen Communismus und der charakterlosen Einförmigkeit der modernen Städte, bewahrten sie viel Geschmack in Farben, Kleidung, Sitten und Neigungen.

Aber sie glaubten an Hexereien und Teufeleien, waren grausam mit ihrem Vieh und konnten ebenso grausam gegen ihre Feinde sein; von der Wiege an lebten sie in Legenden und Traditionen, und der tiefste Aberglaube längst vergangener Zeiten fand noch Raum in ihren Herzen, an ihren Herden.

Daher kam es, daß sie unerbittlich gegen die waren, die sie für ein Geschöpf des Teufels hielten, und glaubten damit ihre Pflicht zu thun.

Die Leute in der Geburtsstadt von Flamma's Stamm waren jederzeit fromm gewesen; die tiefe Ehrfurcht ihrer Vorfahren für alles Poetische, das sich noch in jedem Strebepfeiler in den Straßen, in der Bauart einer jeden Thurmspitze, auf der eine Wetterfahne in der Sonne glänzte, kund gab, — war

noch in ihnen; die Poesie war dahin, aber die Wigotterie war geblieben.

Ihre Vorfahren hatten die Hexen dukendweise auf dem großen Plage der Kathedrale verbrannt; ihre Freiherren und Burgfrauen hatten in tapferer, unwissender Bauernart fest an Lisse und Kreuz gehangen, und waren zu Hunderten zum Gruße der Streitaxt und zur Taufe des Schwertes in den blutigen Tagen der Revolution gekommen.

Es war noch dasselbe Volk von damals; einfach, arbeitjam, pflichtgetreu, anhänglich an alte Bräuche und alte Reliquien, mit Wenigem zufrieden und freudigen Herzens; und dabei doch, wo sie fürchteten oder haßten, grausam mit einer Grausamkeit, die nur die tiefste Unwissenheit erzeugt, und das waren sie Alle gegen die, die sie Fosse-Farine nannten.

Als sie zuerst zu ihnen kam — ein kleines, verlassenes, fremdes Kind, das ihre Sprache nicht verstand, unter fremde Leute geworfen, deren Sitten ihm unbekannt, und die es mit kalten, neugierigen Blicken maß — hatte sie schüchtern mit dem leisen Triebe eines Kindes eine Zuflucht gesucht und gehofft, sich mit den anderen Kindern, die sie sah, zu befreunden, und an dem Lächeln der Mütter und den Spielen der Kinder, die sie Alle zur frohen, grünen Sommerzeit um sich sah, Theil nehmen zu können.

Aber statt dessen hatte man sie mit bitteren Worten und

harten Schlägen abgewiesen und verstoßen; das Lächeln verwandelte sich, wenn sie kam, in finstere Blicke, und statt zu spielen, wurden sie vom Schreck erfaßt.

Sie war stolz, sie war schüchtern, sie war wild, sie fühlte mehr, als sie es verstand, daß man ihr mißtraute und sie schmähte. Sie hörte auf, sich um Ihresgleichen zu kümmern, und suchte bei den Thieren auf dem Felde und in den Wäldern, bei den Geschöpfen der Erde, des Himmels und des Wassers Freundschaft und Sympathie.

„Du bist des Teufels Tochter!“ riefen die Kinder auf dem Marktplatz halb im Scherze hinter ihr her, wenn das kleine Mädchen mit einer Bürde für ihren Großvater, die fast schwerer war, als ihre Arme zu tragen vermochten, an ihnen vorüberkam.

„Von Deiner Geburt an bist Du ausfäsig,“ sagte der alte Müller selbst, wenn sie, angestrengt arbeitend, in seinem Borrathshause ab- und zuging und Holz, oder Mehl, oder Ziegel, oder Binsen, oder was eben grade gebraucht wurde, zutrug.

„Mach', daß Du fortkommst, daß wir Dich nicht berühren!“ riefen die sechsjährigen Kinder, wenn sie am Flusse spielten und sie zwischen sie trat, um eine Wasserblume, die fern stand, und die zu pflücken sie sich fürchteten, mit ihrem

schlanen Arme zu erreichen, und sie dem gab, daß sie hatte haben wollen.

„Der Teufel zeugte Dich, und meine Ruh wurde gestern krank, nachdem Du sie berührt hatteſt!“ murmelte die alte Frau und drohte ihr mit dem Stocke, als sie zu ihrem Vieh auf die Wiese ging, um ihnen die Fliegen, die die armen, geduldigen Thiere quälten, abzuwedeln.

Verwünscht, wenn sie ihre Pflicht that, und verstoßen, wo sie Gutes zu thun gedachte, wurde ihre junge Seele verhärtet und stolz und stumm und einsam.

Nur die Bierfüßler, die weisen, die stillen, die zärtlichen, die leidenden, die unschuldigen und betrübten, hatten Mitleid mit ihr und retteten sie vor höchster Verzweiflung. In dem sanften, milden Blicke der Kuh, den glänzenden, leidenden Augen des Pferdes, in der edlen Treue des Hundes, in der sanften Freude des Lammes, in der unermüdblichen Thätigkeit des Esels und der Vögel lieblicher Industrie fand sie Sympathie und nahm sich an ihnen ein Vorbild.

Sie liebten sich gegenseitig.

Sie sah, daß sie die fleißigen, treuen, unterthänigen, freiherrlichen Diener niedriger Herren waren, die sie liebten, und für ihre Liebe geschlagen und mit Arbeit überlastet wurden.

Sie nahm sich diese Lehre zu Herzen, doch empfand sie einen bitteren Haß gegen Männer wie Frauen.

So hatte sie zehn Jahre lang gelebt, ohne sich um ein menschliches Wesen zu kümmern, außer gewissermaßen um den alten Marcellin, der, wie sie, von der Menschheit ausgestoßen war. Die Priester hatten versucht, ihre Seele, wie sie es nannten, dem Himmel zuzuwenden, aber Zorn und Einsüchtigung waren ihre Waffen gewesen. Sie wollte von alledem nichts wissen. Alle Mühe, die sie und ihr Großvater anwendeten, schlugen fehl; man konnte sie hungern, darben lassen, sie mißhandeln so viel man wollte: sie verstand ihre Absicht nicht, oder wollte sich ihrer Religion nicht unterwerfen.

Mit der Zeit sahen sie, daß ihr Kampf hoffnungslos war, und überließen sie dem Teufel, der sie gemacht hatte. Niemals hatte die Tochter Einer, die der ganze Ort eine Heilige genannt, eine Kirche betreten noch geweihtes Wasser berührt, außer wenn man sie damit besprengt hatte, um ihr den Teufel auszutreiben. Und wenn sie im freien Felde einem Priester begegnete, sang sie in lautem Troß ihre wildesten Melodien.

Woher hatte sie sie gelernt?

Phratos hatte sie ihr vorgesungen und ihr gelehrt.

Wer war Phratos gewesen?

Ihr früheres Leben war nur noch dunkel in ihrer Erinnerung, und doch so prächtig in seiner Dunkelheit.

Sie wußte nicht, was für Leute es gewesen, mit denen sie

gewandert war, noch in welchem Lande sie gewohnt hatte. Aber jenes seltsame, freie Leben blieb in ihrer Erinnerung, wie Etwas, das sie nie vergessen, aber auch niemals wieder kennen lernen werde, ein Leben im Dufte reifender Früchte, sich erschließender Blüten, ein Leben voll fremder und süßer Musik, das man unter grünen Blättern und Sonnen, die niemals untergehen, an unergründlichen Gewässern, in dichten Wäldern verbringt; immer gereimt zur Melodie und gewiegt nach dem Takte säuselnder Winde, ziehender Wolken.

Sie hatte Alles vergessen, außer seiner Freiheit, außer seinen Reizen; das frühere Zigeunerleben in der Liebana schwebte ihr nur noch wie ein fremdes Fragment eines Daseins in einer anderen Welt, aus der sie jetzt verbannt war, vor, und erwachte nur wieder in ihrer wilden, leidenschaftlichen Natur, ihrem bitteren Widerstand, in ihrem Sehnen nach Freiheit, in ihrem Wunsche nach reicheren Farben, blauerem Himmeln und wilderen Winden, als zwischen denen sie jetzt arbeitete.

Zeitweise erinnerte sie sich auch der Lieder und Melodien von Phratos; sie erinnerte sich ihrer, wenn die Mondstrahlen über die Wasserkilien fielen, oder der erste Frühlingshauch sich durch die erwachenden Wälder stahl, — und wenn sie sich ihrer erinnerte, weinte sie — weinte bitterlich, wo sie Niemand sehen konnte.

Sie erinnerte sich Phratos' nie als eines Menschen, als

Jemandes, der in menschlicher Form gelebt hatte und jetzt todt in irdischem Grabe ruhe. Sie erinnerte sich seiner, wie eines namenlosen, halb göttlichen Geschöpfes, das Freude und Gesang mit sich brachte, mit Augen, die wie die eines Vogels glänzten, und zugleich traurig wie die des Hundes blickten; mit einer immer singenden Stimme, in Ziegenhaar gekleidet, riesenhaft und heiter; ein Geschöpf, das zärtlich mit ihr gesprochen hatte, sie zu Lachen und Freude angeregt, sie getragen hatte, wenn sie müde war; das sie gelehrt hatte, unter den bethauten Blättern zu schlafen, die Dinge der Nacht als Schwestern zu begrüßen, und Nichts auf der ganzen lebenden Welt, auf der Erde, in der Luft, in dem Himmel zu fürchten, und immer die Wahrheit zu sagen, selbst wenn eine Lüge den nackten Fuß vom Kiese, entblößte Schultern vom Stocke und einen leeren Magen von Hunger und Durst befreien könnte. Ein Geschöpf, das ihrer Erinnerung wie der Traum in der Phantasie der Kinder des Biraeus vorschwebte; ein Geschöpf, halb Mensch, halb Thier, heiter und wunderbar, voll Frohsinn und Musik, das dem Walde, dem Bache, den Blättern, den Sternen angehört, das wandert wie der Wind, und wie der Wind heimathlos ist.

Das war Alles, dessen sie sich erinnerte; aber das Wenige hielt sie werth; vor den Priestern zog sie ihre geraden, schwarzen Brauen in Falten und warf ihre spöttischen, rothen Lippen auf, aber um Phratos' willen hielt sie an einer Religion fest; sie

haßte die Menschen, sagte ihnen aber nie eine Lüge, bat sie nie um Almosen. —

Jetzt ging sie die weiße, ebene Straße dahin, mit dem leeren Korbe auf dem Rücken, und sang die alten, lieblichen Lieder der Bioline.

Sie war freundlos und verlassen, erhielt schlechte Nahrung und schwere Arbeit, für die ihr kein Dank wurde; sie war unwissender, als die Bauern ringsum; sie war ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, und ihre Gegenwart kannte nur Arbeit, bittere Worte, Hunger, Durst und Züchtigung.

Und doch sang sie; — sang, weil die Lebenskraft in ihr sie unerschrocken vor allem Bösen machte; weil das volle Leben sich in ihr erschloß, sie trotz des Schicksals heiter stimmte, weil die Jugend und die Kraft und die Seele in ihr nicht ganz verwildern, nicht ganz aufhören konnten, sich am frohen Sonnenscheine, am Laufe der Winde, an der Freiheit der Natur, an dem süßen Gefühle des Lebens zu erfreuen.

Bald erreichte sie den Platz, wo Marcellin Steine klopfte. Sein Steinhaufen war schon viel größer geworden; er saß auf einem Holzblocke und klopfte und klopfte immerfort, ohne aufzusehen; der Staub, den die Procession aufgewirbelt hatte, lag noch dick auf den Blättern und Büschen, und noch hatten die Gebete und Gesänge nicht die kleinste Wolke, nicht den schwächsten Nebel am tiefblauen Himmel hervorgebracht.

Marcellin war ihr einziger Freund. Die Geächteten hängen immer aneinander; sind es wenige, so brüten und dulden sie harmlos, sind es viele, so erheben sie sich wie Ein Fuß und schlagen wie mit Einer Hand. Deshalb ist es immer gefährlich, die Liste der Geächteten zu lang zu machen. Folle-Farine, auch eine Ausgestoßene, ging auf ihn zu; in seltsamer, stiller, freudloser Art kümmerten sie sich um einander; dieses Mädchen, das in dem Glauben aufgewachsen war, es sei der Hölle entstammt, und dieser Mann, der in dem Glauben aufgewachsen war, er habe der Hölle gedient.

Das Volk hatte nichts mit dem Bastarde Folle-Farine und dem Königsmörder Marcellin gemein und kein Mitleid für sie; darum hatten sie — beide in die Nacht erklärt — einander gefunden und liebten sich gewissermaßen.

„Du bist froh, denn Du singst!“ sagte der alte Mann zu ihr, als sie heimwärts ging und bei ihm stehen blieb.

„Die Vögel im Bauer singen auch“, antwortete sie, „aber, glaubt Ihr darum, daß sie glücklich sind?“

„Sind sie es nicht?“

Sie setzte sich einen Augenblick auf die Bank nieder, die mit Moos bewachsen und von wilden Blumen, die sich um die Stämme wanden und über den Weg hinüber in's Korn schlängelten, umgaben.

„Ob sie es sind? Seht! Gestern kam ich an einer Hütte,

die weit weg von hier auf der Landstraße nach Süden steht, vorüber. Das Haus war leer, die Leute wahrscheinlich auf dem Felde bei der Arbeit. An der Mauer hing ein Käfig von Weidengeflecht, mit einer Amsel darin. Die Sonne brannte ihr auf das Köpfchen; das Stückchen Rasen war eine trockene Scholle Erde, der letzte Tropfen Wasser in ihrem Näßchen war von der Hitze eingetrocknet, und doch sang der Vogel. Aber wie? In Klagetönen schlug er mit der Brust gegen das Gitter, daß er blutete, und flehte zum Himmel, daß er Erbarmen mit ihm haben solle und es regnen lasse. Sein Gesang war schrill, mit einem Angstschrei vermischt, und doch sang er. Meint Ihr, daß er froh war?"

„Was thatest Du?“ fragte der Mann und klopfte noch immer Steine mit dem monotonen Heben und Fallenlassen des Hammers.

„Ich nahm den Käfig herunter und öffnete die Thüre.“

„Und er?“

„Zuerst schoß er auf in die Luft, dann sank er nieder in's Gras, wo noch ein Bach floß, den die Dürre nicht ausgetrocknet hatte, und er badete sich und sang und badete wieder, er schien ganz außer sich vor Freude zu sein. Als ich ihn aus den Augen verlor, wiegte er sich zwischen dem Laube eines Zweiges über dem Fluß; — aber da war er still.“

„Und was willst Du damit sagen?“

Ihr Auge verdüsterte sich; sie blieb stumm. Sie selbst fühlte dunkel die Bedeutung ihrer Worte, wußte sie aber nicht auszudrücken. Für ihre lebhafteste Phantasie, ihren träumerischen Verstand war Alles in der Natur voll Stimmen und Parabeln, aber ihr Verstand war zu dunkel, zu unwissend, als daß sie ihre Gedanken in Bilder und Gleichnisse zu kleiden verstanden hätte.

Der Vogel hatte sowohl durch sein Schweigen, wie durch seinen Gesang zu ihr gesprochen, aber was er gesagt, konnte sie nicht wieder sagen; nur, daß weder sein Gesang Freude war, noch sein Schweigen Schmerz.

Auch Marcellin hatte nur unnützer Weise gefragt, denn auch er verstand sie.

„Und was, glaubst Du wohl, werden die Leute gesagt haben, als sie zurückkamen und den Käfig leer fanden?“ fuhr er fort, und gab mit dem durchdringenden Tone des niederfallenden Hammers seinen und ihren Worten ein Echo.

Ein Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Daran dachte ich nicht“, sagte sie sorglos; „es war schlecht von ihnen, ihn einzusperren, und ich hätte, wenn es nöthig gewesen wäre, das Strohdach heruntergerissen, oder wäre in ihre Wohnung eingedrungen.“

„Gut“, sagte der alte Mann kurz, und ein Freudenstrahl stahl sich über sein ernstes, mageres Gesicht.

Er blickte von seiner Arbeit, wo die Steine nach rechts und nach links hinslogen, zu ihr auf, und murmelte, als er sie mit kühnen Blicken maß: „Schade, daß Du ein Weib geworden bist!“

„Ein Weib!“ wiederholte sie düster und halb verwundert, sie verstand nicht, in wiefern das Bezug auf sie hatte.

Ein Weib; es war ein Weib, das in der Sonne unter'm Feigenbaume saß und klöppelte, es war ein Weib, das zum Fenster hinauslehnte und ihrem Schatz eine Nelke zuwarf; es war ein Weib, das den offenen Hausflur lehrte und dabei sang; ein Weib war es, das mit dem Knaben im Arme, munter seinen Weg zwischen den Feldern ging.

Sie sah keine Aehnlichkeit, keine Verwandtschaft zwischen sich und ihnen; sie, ein Lastthier, ein seelenloses, heimathloses Geschöpf, ein Thier, das da war um zu arbeiten, verwünscht und geschlagen wurde, das weder Liebe noch Hoffnung kannte, weder eine Vergangenheit noch eine Zukunft hatte, nur eine trübe Geduld, einen tiefen Haß, eine gewisse düstere Freude an der Arbeit und Gleichgültigkeit für Schmerz empfand.

„Schade, daß Du ein Weib geworden bist“, sagte der alte Mann noch einmal, „als Mann wärest Du etwas werth gewesen, aber ein Weib! — ein Ding, das keinen Mittelweg, keinen Hafen zwischen Hölle und Himmel, keine Wahl hat, als am Herde zu sitzen, auf den Kochtopf zu achten und Kinder zu

säugen, oder in den Straßen und Wirthshäusern der Männer zu spotten und sie zu tödten. Was wirst Du in Zukunft thun?"

„Was?"

Sie verstand kaum die Bedeutung dieser Worte. Sie sah, daß die weiblichen Wesen um sie her in den verschiedensten Altern waren, von den jungen Mädchen mit den pfirsichfarbenen Wangen bis zur alten Matrone, die braun und verwelkt war, wie die letzte Nuß im Jahre; sie wußte, daß auch sie, wenn sie fortlebte, altern würde, aber sie hatte keinen Begriff, keine Auffassung von der Zukunft. Sie war zu unwissend geblieben, als daß sie eine Vorstellung einer anderen Welt nach dieser, mit den niedrigen Hügeln und dem blassen, blauen Himmel, der sich über sie breitete, hatte.

Einen Wunsch hatte sie — einen unbestimmten und doch sehnlichen Wunsch, den Wunsch nach Freiheit. Aber der Wunsch in ihr war, wie ihn der Vogel, den sie befreit, empfunden hatte; ein Wunsch des Instinkts, ein Wunsch des Daseins.

Der alte Mann sah, daß sie ihn nicht verstanden hatte, und lächelte mit einem gewissen bitteren Mitleid.

„Ich sprach umsonst“, sagte er zu sich selbst, „Skaven können keine Zukunft haben, — und doch —“

Doch sah er, daß dieses Wesen seiner Kraft, seiner eigenen

Pracht, seiner eigenen Fähigkeiten unbewußt, eben jetzt so schön war, wie die glänzende Passionsblume; und er wußte, daß die Macht einer Frau von solcher Schönheit, wenigstens die Annehmlichkeit einer Zukunft — einmal gewählt zu werden, einmal zu herrschen, eines günstigen Geschicks — biete.

„Frauen werden geliebt,“ sagte sie plötzlich, „wird mich Jemand lieben?“

Marcellin lächelte bitter.

„Ohne Zweifel werden Dich Viele lieben — wie die Wespe, die die Pfirsiche mit ihrem Stachel küßt, und die gebrochenen Blätter vom Stamme fallen.“

Sie war wieder still und überdachte das Gesagte; es war ihr beides unverständlich, sowohl die Gefahr, die ihr von Anderen drohte, wie von ihrer eigenen Schönheit.

„Aber Alle meiden mich, wie die Wespe den bitteren Gallapfel meidet,“ sagte sie langsam und träumerisch; „wer sollte mich lieben, selbst wie die Wespe die Pfirsiche liebt?“

Marcellin erwiderte mit bitterem Lächeln:

„Warte!“

Stumm überdachte sie dieses seltsame, kurze Wort — so seltsam für sie, mit einem unbestimmten, glänzenden Versprechen, daß ihr eben so unverständlich war, wie dem Sklaven die Prophezeiung eines Königreiches. „Die Zukunft?“ sagte sie

endlich, „daß ist etwas, was man nicht hat, etwas, das erst kommen wird — nicht wahr?“

„Etwas, das man nie hat, und das nie kommt,“ murmelte der alte Mann und klopfte mühsam Steine weiter, „etwas, das man im Schlafe besitzt, und sich bei einem jedesmaligen Erwachen weiter entfernt; und das doch etwas ist, das man immer sieht, selbst, wie man sagt, noch auf dem Sterbebette sieht — denn die Menschen sind Thoren.“

Folle=Farine tauschte sinnend; ihr Sinn ruhte auf den Händen, die sie auf dem Henkel des leeren Korbes übereinander geschlagen hatte, und ihre Augen folgten einem verstümmelten Schmetterlinge, der seine diamantenen, smaragdgrünen Flügel mühsam durch den Staub schleppte.

„Ich träume!“ sagte sie plötzlich, sprang auf und setzte das arme Insekt sanft auf ein Blatt. „Aber ich träume im Wachen.“

Marcellin lächelte.

„Sage das nicht. Sie werden denken, Du sprichst irre; das sagen nur alberne Menschen, die man Dichter nennt.“

„Was ist ein Dichter?“

„Ich sage Dir ja — ein albernes Geschöpf,¹ — das thöricht genug ist, zu glauben, die Menschen würden ihre Augen gerade so anstrengen, als er die seinen, um das Antlitz Gottes, das niemals niederblickt, zu sehen.“

„Ah!“

Sie war daran gewöhnt, daß man ihr sagte, Alles, was sie thue, sei Anderen so unähnlich, sei böse oder sinnlos, daß sie den Verweis, den er ihr gab, nur als einfache Thatsache ansah. Sie saß ruhig und blickte auf den dicken weißen Staub am Wege, der die Spuren der vielen Füße von Menschen und Maulthieren trug, die seit dem Morgen vorübergekommen waren.

„Ich träume so schöne Dinge,“ fuhr sie langsam fort, „besonders bei Mondschein, da ist mir's, als erinnerte ich mich — so vielerlei! ach, so vielerlei!“

„Erinnern! an was kannst Du Dich erinnern? warst Du doch noch ein kleines Kind, als sie Dich herbrachten.“

„Das sagen sie. Aber ich kann vorher gelebt haben. In meines Vaters Reich. In des Teufels Reich? warum nicht?“

„Warum nicht! nun, vielleicht lebten wir Alle einst dort, und sehnen uns darum unser ganzes Leben hindurch wieder dahin zurück!“

„Ich bitte ihn so oft, mich zurückzunehmen, aber er scheint es nicht zu hören.“

„Geduld! er wird Dich seiner Zeit schon hören. Der Teufel geht nie an einem Weibe vorüber.“

„Sieh,“ fuhr der alte Mann nach einer Weile fort, ließ seinen Hammer einen Augenblick ruhen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Seit vierzig Jahren lebe ich an

diesem elenden Orte. Ich erinnere mich der Frau, die Dich gebar — Keine Flamma. Sie war schön, weiß wie Schnee, edel und unschuldig. Unaufhörlich betete sie zu Gott. Stundenlang habe ich sie vor dem Kreuze knien sehen. Sie war unglücklich, und flehte zu Gott, sie aus dieser elenden Einförmigkeit zu nehmen und ihr ein neues, schönes Leben zu geben. Aber Gott antwortete nie. Er überließ sie sich selbst. Der Teufel war es, der sie hörte — und ihr antwortete.“

„Dann ist der Teufel gerechter als ihr Gott?“

Marcellin stützte den Hammer auf's Knie, und erhob die Stimme so klar und fest, wie sie einst von der Tribüne erschollen war.

„Es scheint wenigstens so. Um seiner Klugheit willen ist sein Anhang so groß. Nun, ich sage, wenn Gott taub ist, hört der Teufel.“

„Siehst Du, das ist seine Klugheit.“

„Wie oft ruft die arme, kleine, schwache, menschliche Seele, die den rechten Weg sucht, mit schwacher Stimme um Hülfe, und Niemand antwortet.“

„Die arme, kleine, schwache Seele ist blind und in den geschäftigen Straßen der Welt verirrt.“

„Sie erhebt ihre Stimme; aber ihre Stimme, so jung und schwach, wie das Piepen eines neugeborenen Vogels, wird von dem Rufen und dem vielfachen Lärm jener harten, überfüllten,

grausamen Straßen, wo Jeder auf sich selbst angewiesen ist, und Keiner Ohren für seinen Nachbar hat, übertäubt. Sie ist hungrig, durstig, geblendet und voll Sorgen; sie ist bestürzt und erschreckt.

„Sie ruft oft, aber Gott und die Menschen überlassen sie sich selbst.

„Dann kommt der Teufel, der immer horcht, — und der durch all die Posaunen, die ihre schmetternde Musik in den Straßen ertönen lassen, seine Ehre laut verkündet, und doch zu weise ist, als daß ihm nur der leiseste Ton Jemandes, der im Unglück ist — denn diese sind die größten Garben seiner Ernte — entginge — zu der kleinen Seele und belehrt sie zärtlich und führt sie auf den Weg der Freude, küßt ihre Lippen mit dem Brode süßer Leidenschaften, und ihre Nüstern mit dem Dufte des Vergänglich-Schönen und bläst ihr den leeren Hauch menschlicher Lungen in's Ohr, bis ihr der kränkelnde Wind gleich der himmlischsten Musik erscheint.

„Dann ist die kleine Seele geblendet und gefangen, und auf immer dem Teufel verfallen; halb durch ihre Unschuld, halb durch ihre Schwäche, aber hauptsächlich, weil Gott und die Menschen ihr Rufen nicht hören wollten, als sie noch ohne Sünde und nur verirrt war.“

Er schwieg und die Hammerschläge fielen wieder auf die scharfen Rieselsteine.

Athemlos, mit halb geöffneten Lippen hatte sie gelauscht, ihre umschleierten Augen hatten sich erweitert.

In seinen Jugendjahren hatte der alte Mann die seltene Macht besessen, Worte mit Feuer zu berühren, und sie dann spitz und brennend in das kälteste Herz zu senken; und die Macht war noch da, wenn sie aus dem Stumpfsinne eines Lebens voll Arbeit und dem Schweigen hohen Alters erwachte. In längst vergangener Zeit, als er noch mit den Menschen lebte, hatte er es verstanden, die Worte auszusprechen, die eine rasende Menge zur Ruhe brachten. Er hatte seine Beredsamkeit nicht ganz vergessen, wenn ihm in seltenen Fällen daran lag, sein Schweigen zu brechen und die unvergeßliche Erinnerung eines längst erstorbenen Lebens zu entfalten. Er sprach wohl so zu ihr, aber zu keinem Anderen.

Folle=Farne lauschte stumm, athemlos, ihre Augen nach der Sonne gerichtet, die im Westen hinter einer roth und golden beleuchteten Wolke niederging.

Er war der Einzige, der zu ihr sprach, wie zu einem menschlichen Wesen; und sie folgte seinen Worten ohne Frage mit stummem Glauben, wie der Hund den Spuren seines Herrn.

„Die Seele! was ist die Seele?“ murmelte sie endlich.

Er nahm den schönen Schmetterling, der jetzt, vom Staube befreit, das Sonnenlicht trank und sich auf einer Fingerhut=

blüthe, die in der Hede wuchs, wiegte, — und hielt ihn gegen das Licht.

„Was bewegt die Flügel dieses Insektes? was glänzt in seinen Augen? was giebt ihm die Freude über den warmen Sommertag, über den Honig der Orchideen, über die Blätter der Linde?“

„Ich weiß nicht, aber ich weiß, daß ich ihn mit einem Fußtritte tödten kann.“

„So viel wissen wir von der Seele — mehr nicht.“

Sie befreite den Schmetterling aus seiner Hand.

„Dann war grausam, der ihn erschuf. Konnte er ihm so viel Kraft geben, warum nicht ein wenig mehr, daß er Euch immer ent schlüpfen konnte?“

„Du fragst, was die Menschen seit tausend und aber tausend Jahren gefragt haben — seit Anfang der Welt — und blieben ohne Antwort. — Ich glaube, weil das Gesetz der Welt Grausamkeit, weil der Staub des Todes immer ein neuer Lebenshauch ist. Wenn der Mensch todt ist, verwandelt er sich in Millionen Würmer und lebt ein zweites Leben im Saft der Gräser auf seinem Grabe. Das thut nichts. Die Würmer zerstören, die Gräser nähren. Wenige große Menschen thun mehr als das erste, oder so viel als das letzte.“

„Aber mach, daß Du nach Hause kommst,“ unterbrach er seine Gleichnisse; „es ist schon zwei Uhr, wenn Du zu spät

kommt, mußt Du es mit Deinem Körper bezahlen. Leb' wohl! —"

Sie nickte und ging; er sprach selten freundlich mit ihr, und doch wußte sie, daß er Theil an ihr nahm, außerdem erfreute sie die bittere, beißende Verachtung, die er, der älteste zwischen ihnen, gegen alle Menschen fühlte.

Seine Worte allein hatten die natürlichen Gaben in ihrem dunkeln Hirn erweckt; sie hatte gewissermaßen etwas Wissen — ja, etwas Kenntnisse durch ihn erworben; er allein verhinderte es, daß sie nicht in eine absolute Verzweiflung, die sicher mit Blödsinn und Selbstmord geendet hätte, verfiel.

Ruhig verfolgte sie ihren Weg durch die Felder, die grade, weiße Landstraße entlang, über eine hölzerne Brücke, die über den Fluß führte, nach Hause.

Ihre Augen glänzten sanfter, um ihren Mund spielte ein halbes Lächeln. Sie wußte nicht, was Hoffnung hieß; es schien ihr nicht möglich, daß ihr Loos je ein anderes sein könne, als es jetzt war, da die Boten und Sendlinge aus ihres Vaters Reich still und schwerfällig gegen ihr Rufen waren.

Und doch fühlte sie sich getröstet; war ihr nicht zweimal heute gesagt worden: warte?

Endlich betrat sie das Gehölz von Yprès; sie hörte das Rauschen und die Musik des tiefen Mühlstromes, das Einzige, was sie an diesem Orte lieben gelernt hatte.

Weiterhin waren die Apfel- und Obstgärten, die Claudius Flamma reichlich für die Arbeit, die sie ihm gekostet, entschädigten, — so reichlich entschädigten, daß Viele nicht an seine tiefe Armuth, die, wie er zu zeigen pflegte, so schwer und hart auf ihm lastete, — glaubten. Beide Gärten waren jetzt reich an reifen Früchten, denn der Strom, der sie durchfloß, hatte sie vor den schlimmen Folgen langer Trockenheit, die andere Gegenden schwer empfinden mußten, bewahrt. Die Kirschbäume erglühten in der Pracht ihrer letzten Früchte, die großen, hochgelben Kürbisse guckten in Masse zwischen ihren Blättern hervor; die kleinen Rothkehlchen schlugen unsanft[?] mit ihren Flügeln an dem dünnen Netze, das die mattgelben Aprikosen an der Mauer umhüllte; eine graue Kaze schlich sich unter den birnenförmigen Quitten weg, eine prächtige Libelle schwebte über der grünen, gestreiften Melone, die in der Sonne reifte, und eine Drossel in ihrer einfachen braun und weiß und grauen Kappe sang mit der vollen Lust eines sonnigen Sommertages.

Weiter hinter einer Schwarzdornhecke erstreckte sich der kleinere Blumengarten, von einer niedrigen Steinmauer umgeben; die Erde war voll bunter Farben, von den rothen und goldenen Gladiolen, von den carminfarbenen Nelken, von den tiefblauen Lupinen und den Zwerggröschen; von den schlanken, grünen Stengeln und den reinen, weißen Kelchen der jungfräulichen Lilie, von den glänzenden Käfern mit ihren purpurnen

Mänteln und bronzenen Schildern, wie die griechischen Fußkämpfer in Schlachtrüstung. Ueber dieser lieblichen, frohen Gartenwelt flogen die purpurnen, mit Juwelen geschmückten Schmetterlinge, die Rothschwänzchen in ihren rothen Röcken, die zarte, blaugeflügelte[?] Grasmücke, die goldenumgürtete Wespe mit ihren Schwingen, die fein, wie der Nebel, sind, und die in Sammt gekleidete Biene mit ihrem hübschen Herbstkleide, und murmelten und lobsangten und freuten und wiegten sich im Sonnenlichte. Der Ort war schön in seiner einfachen Ruhe; er lag in einer Höhlung, wo der Fluß, in zwei oder drei kurzen Sprüngen und Brechungen herabstürzend und, in seiner gewöhnlichen trägen und glatten Form gestört, ein Guß dunkeln Wassers und eine Million Schaumtropfen gegen die Mauer des Mühlgebäudes und unter die wuchtigen Räder fiel.

Das aus Holz erbaute Haus in seiner alten Bauart, die allgemein war, als die Leute noch langsam und aus Liebe bauten, war malerisch durch seine unzähligen, vom Alter geschwärzten Schnitzereien, seine hervorstehenden Balken, die die wunderlichsten Formen menschlicher Abbilder und tragischer Masken hatten, seine eingelegte Arbeit, die meist von den Kelchen der Amömlin[?] bedeckt war und seinem hohen Dache mit den tiefen, schützenden Dachrinnen, das mit blau, weiß und rothen Ziegeln getäfelt und den ganzen Tag von den umherfliegenden Schwalben und den girrenden Tauben belebt war.

Es war schön, und das Herz von Reine Flamma's junger Tochter würde sich gewiß mit dem kindlichen Instinkt der Liebe und Treue an sein Heim dazu hingezogen gefühlt haben, wäre es für sie nicht nur ein Gefängniß gewesen, in dem drei harte Wärter sie mit eiserner Ruthe beherrscht hätten: Bigoterie, Mangel und Grausamkeit.

Bevor sie hineinging, über die verkauften Früchte und Gelder Rechnung abzulegen, sprang sie einen Augenblick in den Garten in das hohe Gras unter den Maulbeerbaum.

Seit vier Uhr des Morgens war sie an diesem schwülen Tage unterwegs gewesen, als einzige Mahlzeit ein Napf kalte Milch und ein Stück trockn Brod.

Sie verrichtete alle schweren, körperlichen Arbeiten, die man ihr auftrug; aber zu häuslichen Beschäftigungen bei Spindel und Rocken, dem Ofen und der Nadel hatte man sie nicht bringen können; sie hatten gesehen, daß sie sich eher grün und und blau schlugen, als an solche Arbeit fesseln ließ; aber der Beschäftigung in freier Luft hatte sie sich nie widersetzt und führte sie mit aller Kraft und Schnelligkeit der Nomadenrace in der Liebana, aber ohne deren Indolenz und Unehrllichkeit, aus. Sie war sehr hungrig und wieder durstig, brach aber doch keine Frucht von den niederhängenden Zweigen, tauchte ihre Lippen in keine der saftigen Aprikosen, die die Steinmauern über ihr zierten.

Niemand hatte ihr Ehrlichkeit gelehrt, außer in jener dunkelen, längst vergangenen Zeit, wenn Phratos ihre kleinen Hände in die seinen schloß, so oft sie sie nach etwas Verbotenem ausstreckte, und gesagt hatte: „Nimm das, was Gott Dir giebt, stiehl aber nicht von Menschen.“ Und doch war sie durch ihre wilde, stolze Unabhängigkeit, ihre dunkelen Erinnerungen an den einzigen Freund, den sie geliebt und verloren hatte, ehrlich geblieben.

Sie brauchte manches Mal, Mancherlei, — ja fast zu jeder Stunde, in der sie lebte, brauchte sie jene Kleinigkeiten, die das Leben erträglich machen; aber sie hatte gelernt, sie lieber zu entbehren, als sie den Bitten und dem Raube an der Menschheit, die sie haßte, und mit der verwandt zu sein sie bezweifelte, zu verdanken.

Im Grase verborgen, überließ sie sich dem körperlichen Entzücken der Ruhe, des Schattens, der Kühle, des süßen Duftes der Früchte und Blumen, der die Luft erfüllte; der Wasserfall tönte wie bekannte, wilde Musik an ihr Ohr, und ihre poetische Einbildung, obgleich durch ein Leben der Unwissenheit und Arbeit gedämpft, wurde von den zahllosen Vögeln, die über ihr sangen, wieder erregt.

„Die Erde und die Luft sind gut,“ dachte sie, als sie so da lag und beobachtete, wie das dunkle Laub sich im Winde neigte und die Vögel² von Blume zu Blume flogen.

Der pantheistische Instinkt einer göttlichen Zeit war in ihr, wo die Welt noch jung war und in jedem Blatte, das sich dem Lichte noch nicht erschlossen, ein empfindendes Bewußtsein, in jedem Dinge, das den Tag erblickte, eine Seele sah; in jedem Büßtchen, das sich regte, in jedem Blatte, das wuchs, in jeder Flamme, die sich zum Himmel erhob, in jeder Glocke, die die Luft bewegte, in jedem Nachtvogel, der aufflog, um die Sterne zu erreichen, das Dasein eines ewigen Lebens spürte.

• Pantheismus ist die Religion des Poeten; und die Natur hatte sie zu einem Poeten gemacht, obgleich die Menschen sie erst zu einer Ausgestoßenen, einer Sklavin, einer Bestie gemacht hatten.

„Die Erde und die Luft sind gut,“ dachte sie und beobachtete, wie ein Sonnenstrahl durch das purpurne Herz einer Passionsblume drang; wie die Schatten sich über dem tiefen Wasser bewegten, wie der leuchtende Schmetterling sich auf einer Lilie niederließ, wie die Rothkehlchen zwischen den gelben Lindenblüthen² aus- und einflogen. Alle Vögel waren ihre Freunde.

Phratos hatte sie in ihrer Kindheit viele Noten ihrer verschiedenen Gefänge, viele Wege und Mittel gelehrt, sie zu locken, daß sie kamen, sich auf ihre Schultern setzten² und die Beeren aus ihrem Munde pickten.²! Sie hatte so viel in Wäldern und Feldern gelebt, daß die Vögel ihre liebsten Kameraden waren. Sie verstand, ihre Stimmen von dem Rufe der Waldtaube bis

zum Gesange der Amsel, vom Schmetterlein der Nachtigall bis zum Zwitschern der Meise so täuschend nachzuahmen, daß sie in Menge kamen und um ihren Kopf herumflatterten.[?] Das schien den Bauern magisch, zauberhaft; wie oft kamen sie bei Tagesanbruch im Frühjahr von ihren Feldern und erzählten ihren Frauen voll Schrecken, wie sie des Teufels Tochter in der rothen Gluth der aufsteigenden Sonne, knöcheltief zwischen Weizen, und von Kopf bis zu Fuß mit Vögeln bedeckt, gesehen hätten, wie sie deren Wispern gelauscht und ihnen ihre Botenschaft zurückzubringen gegeben habe. *J.*

Einmal hatte eine gutmüthige Frau gewagt, zu sagen, daß St. Franziskus das auch gethan, und man es ihm als eine schöne Handlung, eine tugendhafte Wissenschaft angerechnet habe; aber da wurde sie mit scheelen Blicken angesehen, und ihre lauten Nachbarn überschrieten sie und meinten, sie solle sich vor Gottes Gericht in Acht nehmen, wenn sie wage, den gesegneten Namen eines Heiligen und den verfluchten eines unreinen Geistes zusammen zu bringen.

Aber Alles, was sie sagen konnten, vermochte den zauberhaften Verkehr zwischen Folle-Farine und ihren gefiederten Kameraden nicht zu brechen.

Sie liebten einander. In dem strengen Winter hatte sie immer Etwas von ihrer kärglichen Mahlzeit für sie aufgehoben,

dafür belohnten jene sie im Frühlinge und Sommer mit einer Fluth von Liedern und sanften Liebesungen mit ihren Flügeln. ?!

In dieser angebauten und bevölkerten Gegend gab es keine seltenen Vögel, weder Moor- noch Bergvögel; aber für sie waren diese einheimischen Thiere der Wiesen und Gärten voll Poesie und Charakter.

Die Rothkehlchen, die hinter ihrer Keckheit ihre wahre Furcht und Schüchternheit versteckten; die kräftigen und frechen Sperlinge, mit der Macht jeder Mittelmäßigkeit, jeder Majorität; alle die zierlichen Finkenfamilien in ihrem heiteren Gewande; der einfache, braune Vogel, der die Nacht mit Musik erfüllt; der prächtige Pirol mit der goldenen Halskrause, der Bewohnteste von ihnen Allen; die kleine blaue Grasmücke, das Weibchen der Lüfte; die Königsfischer, die die Vergiftmeinnicht an den Flüssen so lange umschwärmt haben, bis sie deren Farbe auf ihren Flügeln trugen; der leuchtende Mönch, grün wie die Blätter, in gelber Weste und samtener Jacke, die unschuldigen Freibeuter der freien Wälder.

Alle diese, so verschieden wie nur irgend eine Menschenmenge bei Hofe oder in der Stadt, waren ihre Freunde und Kameraden.

Sie liebte sie; die Vögel und die Vierfüßler waren die Einzigen, die nicht vor ihr flohen; daß die Bauern sie quälten und tödteten, erfüllte sie mit heftigem Kummer. Sie wußte

nicht, warum, aber für sie war ein getödteter Vogel Verrath an anvertrautem Gute, die Unschuld zertreten, ein Geschöpf des Himmels zur Erde geschleudert.

Plötzlich drang ein feiner, aber schriller Schmerzenslaut durch die Stille im Garten; die Vögel flogen lärmend und erschreckt auf; die Blätter eines Epheu bewegten sich wie in einem Kampfe.

Sie stand auf und sah um sich; in dem Gebüsch bewegte sich ein Bindfaden; in seinem geschlungenen Ende hing eine gefangene Drossel, mit ihren kleinen in die Höhe gezogenen Füßen krampfhaft zitternd in der Luft. Sie war in die Falle gegangen, als sie ihr fröhliches Lied beendet hatte und aufflog, um sich mit ihren Schwestern zu vereinen.

Eine Menge solcher Fallen waren in des Müllers Garten aufgestellt.

Folle-Farine löste die Schlinge und befreite der Drossel kleine Kehle und legte sie nieder auf den Epheu; die Hülfe kam zu spät; der kleine zarte Leib war schon ohne Athem; die Füßchen schlugen nicht mehr in der Luft; das kleine weiche Köpfchen war auf die eine Seite gesunken; die leblosen Augen aus ihren Höhlen getreten; die Kehle für immer ohne Gesang.

„Die Erde wäre gut ohne Menschen,“ dachte sie, als sie mit dem todten Vogel in der Hand da stand.

Das Männchen, das sich auf einem Rosenbusch wiegte, kam

gerade auf die Drossel zugeflogen und umkreiste den kleinen, todtten Körper und beklagte mitleidig ihr Loos und trauerte und flatterte, allen Trost verweigernd, unruhig in der Luft und stieß vergebliches Wehklagen aus.

Vergeblich! denn das kleine, frohe Leben war dahin; das Leben, das von Gott und Menschen nur eine Heimath in den grünen Blättern verlangte; einen Tropfen Thau aus dem Kelche einer Rose; einen Zweig, um sich im Sonnenschein zu wiegen, und einen Sommertag zu seinem Lobgesange.

Den ganzen Winter hindurch hatte es Kälte, Hunger und Schmerz ohne Klage ertragen; es hatte die Erde von zerstörenden Puppen befreit und die Bäume von allem schädlichen Gewürm gereinigt; es hatte seine kleinen Wohnungen ohne Hülfe gebaut und seine Jungen ohne Almosen gefüttert; verschwenderisch hatte es seine lieblichen Lieder den Winden, den Blüthen, der leeren Luft, den tauben Ohren der Menschen gegeben; und jetzt lag es todt in seiner Unschuld; gefangen und getödtet, weil die menschliche Gier ihm die Beere, die kaum den tausendsten Theil einer Kupfermünze werth ist, mißgönnte. —

Aus dem Mühlhause kam Claudius Flamma, mit einem Messer in der Hand und einem Korbe, um für einen der Sängere der Kathedrale Lilien zu schneiden, denn morgen war das große Fest der Heimsuchung Maria's.

Er sah die todte Drossel in ihrer Hand und kicherte in sich hinein, als er so dahin ging.

„Der zehnte Vogel schon, der sich seit Sonnenaufgang gefangen hat,“ dachte er und überlegte, wie sicher und geschickt diese Bindsadensfallen, die er im Grase und zwischen den Büschen aufstellte, waren.

Sie sagte nichts, aber ein Schatten von Verachtung glitt über ihr Gesicht, als sie ihn von Weitem kommen sah.

Sie kniete nieder, grub ein Loch in die Erde, that Moos hinein und legte dann die Drossel sanft auf ihr grünes, duftendes Leinentuch und bedeckte es mit einer Handvoll abgefallener Rosenblätter und ein paar Thymianzweigen.

Die verwittmete Drossel flog unaufhörlich um ihren Kopf und stieß Klage töne aus; — wer sollte nun mit ihr im Sonnenscheine wandern? — wer sollte nun mit ihr über den blühenden Feldern schweben? — wer sollte nun mit ihr unter den Zweigen sitzen und den milden Regen zwischen den Blättern fallen hören? — wer sollte nun mit ihr wachen, wenn die Welt noch dunkel war, und den Tagesanbruch fühlen, bevor es sich im Osten röthete, und dem noch ungeborenen Tage ein Willkommen zu singen?

Viertes Capitel.

Unterdeffen schnitt Claudius Flamma Lilien für die Altäre der Kathedrale und murmelte heilige Gebete, während er die Festblumen pflückte.

Als der junge Chorknabe, der damit beauftragt war, die weißen Lilien, von feuchtem Moos frisch gehalten, fortgetragen hatte, wandte sich der Müller zu ihr.

„Wo ist das Geld?“

Sie stand neben dem begrabenen Vogel, löste den Lederriemen, öffnete die Tasche und zählte die Münzen, eine nach der andern, auf dem flachen Steine eines Wasserbeckens zwischen Lilien und Epheu, auf.

Es waren wenige Silberstücke von geringem Werthe und einige Duzend Kupfermünzen. Sie hatte das Obst in verschiedenen Buden und Häusern im Kleinen verkauft, denn sie pflegten sich täglich frisch damit zu versehen.

Er nahm sie gierig auf, befühlte und probirte ein Jedes, zählte sie wieder und immer wieder durch; nachdem er sie das dritte Mal aufgezählt hatte, drehte er sich barsch nach ihr um:

„Da sind zwei Stücke zu wenig; was hast Du damit gemacht?“

„Es fehlen zwei Sous,“ antwortete sie ihm kurz. „Zwölf von den Feigen für den Gerber Florian waren zerdrückt.“

„Zerdrückt! — sie waren nur überreif.“

„Das ist Eins.“

„Du wagst es, mir zu antworten? — Thier! Ich sage, sie haben nur etwas zu viel Sonne bekommen. Sie waren darum nur um so süßer.“

„Sie waren zerdrückt.“

„Das waren sie nicht. Du wagst zu sprechen. Wenn sie zerdrückt gewesen wären, lagen sie unter den andern; er hat nicht sehen können —“

„Ich sah.“

„Du sahst! wer bist Du? — eine Bettlerin — ein Thier — ein unreiner Sproß der Sünde. Ich glaube, Du wagtest, sie ihm zu zeigen?“

„Ich zeigte ihm, daß sie nicht gut waren.“

„Und gabst ihm zwei Sous zurück?“

„Ich nahm sieben Sous für die guten. Für die schlechten nahm ich nichts.“

„Elende! das wagst Du mir zu sagen!“

Ein sorgloses, sarkastisches Lächeln spielte um ihren Mund; ihre Augen blickten ihn mit ihrem kühnsten, wildesten Glanze an.

„Ich stehle nie — selbst nicht von Euch, guter Flamma.“

„Du hast jetzt gestohlen!“ schrie er und erhob seine dünne, schwache Stimme, wüthend über die verlorenen Münzen und ihren entdeckten Verrath. „Es ist eine Lüge, daß die Feigen zerquetscht waren; es ist eine Lüge, daß Du nur sieben Sous nahmst. Du stahlst zwei Sous, um Dir in der Straße Brod und Honig dafür zu kaufen, oder einen Trunk im Weinladen. Ich kenne Dich; ich kenne Dich, eine teuflische List ist es, Deinen gierigen Appetit zu befriedigen. Die Feigen zerquetscht! — Und wenn sie so schwarz wären wie die Nacht und röchen wie der Schlamm im Flusse, sie wären nicht so zerquetscht wie Deine Seele! Geh zu Denis Florian und bringe mir die zwei Sous, oder ich prügele Dich wie einen Dieb.“

Sie schlug ein lautes, verächtliches, zügelloses Gelächter auf.

„Ihr könnt mich prügeln, aber mich nicht zum Diebe machen.“

„Du willst nicht zu Florian zurückgehen?“

„Ich werde nicht verlangen, daß er etwas bezahlt, was schlecht ist.“

„Du willst nicht gestehen, daß Du das Geld stahlst?“

„Ich würde lügen, wenn ich's thäte.“

„So ziehe aus.“

Schweigend biß sie die Zähne auf einander, und ohne einen

Augenblick zu zögern, löste sie den wollenen Gürtel, der um ihre Taille geschlungen war, und streifte die grobleinene Blouse ab.

Die weißen Falten fielen von ihren vollkommenen, runden, braunen Armen und entblößte ihre glänzenden, gleich einer gemeißelten Psyche schönen Schultern.

Sie sah keine Erniedrigung in dieser Strafe; es war ihr gelehrt worden, sich zu beugen, und von frühester Jugend an erinnerte sie sich, Schläge erduldet zu haben. Dem einzigen Glauben gemäß, den sie kannte, waren Schweigen, Kraft und Stärke die größten aller Tugenden. Sie stand jetzt zwischen den Lilien, wie sie einst als kleines Kind aufrecht, ohne Klage und gefaßt zu dulden, gestanden hatte; für Demüthigung unempfindlich, weil sie Sünde nicht kannte; mit Strenge und Bloßstellung erzogen, kannte sie die schüchterne Scham und das flüchtige Erbeben ihres Geschlechtes noch nicht. Sie kannte nur die Kühnheit zu ertragen, den Muth zu schweigen, den sie in den frühesten Jahren ihrer hilflosen Kindheit gehabt hatte, als sie zwischen denselben hohen Lilien, in derselben sommerlichen Pracht gestanden hatte.

Sie entblößte sich bis zum Gürtel, wie ein treuer Hund, der zu Kreuze kriecht; nicht aus angeborener Feigheit, sondern einfach aus Gewohnheit zum Gehorsam und zur Duldsamkeit.

Er hatte sie behandelt, wie die Griechen die Heloten; hatte

sie ein Unrecht begangen, so schlug er sie, ihr zu lehren, fehlerfrei zu sein; war sie ohne Schuld, so schlug er sie, sie zu erinnern, daß sie eine Sklavin, ein Sproß der Erniedrigung sei.

Er nahm, wie er in früheren Zeiten gethan, einen dicken Strick, der zusammengewickelt auf dem Rasen lag, um, wenn nöthig, einen geknickten Zweig wieder festzubinden, damit schlug er sie langsam. Sein Arm hatte etwas von seiner Kraft verloren, seine Stärke kam seinem Willen nicht gleich. Doch die Wuth über den Verlust seiner Kupferstücke und der Gedanke, daß sie die betrügerische Absicht seiner niedrigen Knauferei entdeckt habe, verliehen seiner Schwäche Kraft; die Peitsche, die durch die Luft pfiß und auf ihre Schultern niederfiel, ließ bläuliche, angeschwollene Streifen auf ihnen zurück, ringelte sich natterähnlich, stach und saugte Blut.

Und dann stand sie stumm und unbeweglich, wie in ihrer Kindheit, kein Nerv erbehte, kein Glied wankte; tiefe Röthe übergieß ihr niedergebeugtes Gesicht, ihre entblößte Brust, aber sie rührte sich nicht, keinen Laut gab sie von sich.

Und sie sprach noch kein Wort, als sein Arm aus reiner Erschöpfung niedersank; sie zog den Gürtel wieder um ihre Taille fest, u. floß wieder die leinene Blouse.

Das angeschwollene, verwundete Fleisch schmerzte und pochte; aber sie war an solchen Schmerz gewöhnt und ertrug

ihn, wie die Frauen ihre Wunden von den spartanischen Spielen ertrugen.

„Deine zwei Sous haben Dir bitteren Schmerz gebracht“, murmelte er lächelnd. „Du wirst in Zukunft mein Obst wohl kaum in der Eile zerquetscht finden. Geh' essen, drinnen stehen Brod und Bohnen; ich brauche das Maulthier, um Mehl nach Barbizène zu bringen.“

Sie ging nicht hinein zum Essen; sie fühlte sich schwach und elend von den Schwielen und der Hitze ihrer Haut. Sie ging fort und warf sich im Obstgarten lang hin in's hohe Gras; ihr Kinn ruhte auf ihren Händen und ihre schmerzende Brust kühlte sie in dem weichen, feuchten Moose; und sie dachte und dachte, — sie wußte selbst kaum, woran; nur wünschte sie, sie wäre todt, wie der Vogel, den sie mit Rosenblättern zuge deckt hatte. Selbst diesen Frieden gönnte er ihr nicht lange, seine kreischende Stimme störte sie bald in ihrer Ruhe; er befahl ihr, das Maulthier fertig zu machen und zu gehen. Sie gehorchte.

Dem Thiere wurden auf seinem hölzernen Packsattel so viele Säcke aufgehäuft, als es tragen konnte; sie nahm den Zügel und machte sich auf den Weg nach Barbizène, das zwei Meilen entfernt war.

„Arbeit ist das Einzige, um ihr den Teufel, der sie zeugte, auszutreiben“, murmelte der Müller, als er dem alten Maul-

thiere auf dem schmalen, von Bäumen beschatteten Pfade, der über die Felder führte, nachblickte; und er glaubte, er thäte recht, sie so zu behandeln.

Es befriedigte allerdings die harte, bittere Grausamkeit seines Charakters, aber er glaubte nicht, daß er in solcher Rücksicht gegen sich selbst jemals irre. Er war ein bitterer, schlauer, geiziger, alter Mann, dessen vereinzelt, zärtliches Gefühl und dessen stolze Ehrlichkeit für immer entwurzelt waren, da er die Unehre der Frau erfuhr, die er für eine Heilige gehalten hatte. In den zehn Jahren, die verflossen waren, seit das kleine, braune, großäugige Kind zuerst gekommen war, ein Obdach bei ihm zu finden, war er mit jedem Tage härter, bitterer und strenger geworden.

Ihre Gegenwart war ihm zuwider, und doch behielt er sie, theils aus einem wilden Pflichtgefühl, theils weil er der Ueberzeugung war, daß sie die Kräfte hatte, den stärksten und niedrigsten Sklaven, den er je gehabt, zu ersetzen. Im Uebrigen glaubte er aufrichtig und fromm, daß der Teufel in irgend einer behexten menschlichen Gestalt seiner Tochter Leib und Seele besetzt habe, und daß sie das Geschöpf, das jetzt bei ihm war, von dem bösen Feind und nicht von einem irdischen Liebhaber empfangen und geboren habe.

Vielleicht wurde er auch, wie es nur natürlich war, zuweilen noch wüthender gegen diesen Sprößling der Hölle, weil

von Zeit zu Zeit ein Schimmer fantastischen, angeborenen Ehrgefühls, ein fremder, wilder Instinkt der Ehrlichkeit in ihr rege wurde, sich ihm widersetzte, und er sich dann der kleinen und geheimen Sünden der Chicone, an denen seine Seele sich ergözte und für die er sich mit seinen Göttern abfand, schämte.

Ihren Geist hatte er leer und unberührt gelassen, weil er glaubte, wie es ja auch war, daß ihr Körper schwerer arbeite, wenn ihr Verstand noch schlummerte; sie konnte nicht lesen, nicht schreiben, sie wußte absolut Nichts.

Und doch war eine Seele in ihr wach, unzählige Gedanken und Träume brüteten in ihrem unergründlichen Auge; ein wildes, ungelöstes Verlangen nach einem anderen Leben als diesem Leben eines Lastthieres, den Tagen der Arbeit, die sie allein kannte, war in ihr.

Er hatte Alles gethan, um sie herabzuwürdigen, sie zu erniedrigen, in Vielem hatte er es erreicht, aber nicht in Allem. Eine Freiheit war in ihr, die seiner Knechtschaft ent schlüpfte, eine Seele war in ihr, die dem tödtlichen Einfluß ihres Daseins widerstand. Sie kannte nicht die Scham ihres Geschlechts, sie kannte nicht den Instinkt der Weiblichkeit. Sie besaß einen wilden, unbeugsamen Muth; für die täglichen Beleidigungen im Leben war sie unempfindlich. Seinem Befehle gehorsam, streifte sie die Kleider ab, nur weil sie es für schwach und unwürdig hielt, Peitschenschläge zu fürchten. Sie badete sich im

Waldbache, und dachte so wenig, wie ein junger Tiger, der niemals eines Menschen Antlitz geschaut, daran, daß menschliche Augen sie beobachten könnten.

In diesem Allem wurde sie durch die Knechtschaft ihres Tyrannen herabgewürdigt und erniedrigt; in anderen Dingen stand sie weit höher, als er, und entschlüpfte ihm.

Ihr Geist, durch die Erschöpfung schwerer, körperlicher Arbeit zwar getrübt, war doch voll Ironie und Einbildungskraft; und in zwei Dingen widerstand sie aus reinem Instinkt der glühendsten Versuchung, und widerstand ihnen so, daß sie ihr Niemand aufdringen konnte — es waren Falschheit und Furcht.

„Es ist die verwünschte Kraft des Teufels!“ sagte Claudius Flamma, wenn er sah, daß er sie nicht von der Wahrheit abbringen konnte.

Dasselbe sagt die Welt von dem, der sie nicht mit Lügen nähren will.

Fünftes Capitel.

Dem langen, trockenen Sommer folgte ein Herbst der Dürre und spärlichen Ernte.

Die Gebete der Priester und des Volkes hatten keinen Regen gebracht. Die hölzernen Crucifixe blickten den ganzen Tag auf dürres Land und schmachtendes Vieh. Selbst die tiefen, breiten Flüsse zogen sich zurück und verließen ihre Ufer, die in der langen Trockenheit ausdorrten und übele Dünste verbreiteten. Die Eichen kränkelten aus Mangel an Feuchtigkeit, und die Bauern gingen mit fiebernden Gesichtern, schmerzenden Gliedern und zitternden Herzen umher. Das Korn vertrocknete auf dem harten, dürren Boden, und mit dem Winter kam eine Zeit tiefster Noth und größten Mangels. Nur Claudius Flamma und einigen Wenigen, gleich ihm, blühte das Glück.

Die Mühle von Yprès diente zu Vielem. Sie war Heuboden, Verkaufsladen, Fleischerladen, eines Wucherers Höhle, alles in Einem.

Der Ort sah einfach und unschuldig aus. Im Sommer war er friedlich und lieblich, grün und dunkel und still, mit dem blauen Himmel darüber und dem Gesange der Vögel

ringsum; mit dem alten, schwarzen Gebälge, seinen vielfarbigen Eichen und seinen hübschen, buschigen Gärten und seinen grauen, von dem dahineisenden Strome ausgewaschenen Mauern. Aber im Winter war er sehr traurig und verlassen. Das Wasser brauste und die laublosen Bäume rauschten im Winde, und große, schwere Regentwolken oder Nebel hüllten ihn düster ein.

Den hungernden, niedergedrückten Bauern, die mit schmerzenden Knochen und schmerzenden Herzen hinkamen, erschien der Ort öde und verlassen. Sie hatten Furcht vor der scharfen Stimme ihres Herrn — dem härtesten, listigsten und stärksten⁹ Normannen von ihnen Allen. 7. 172

Denn die Meisten von ihnen waren keine Schuldner und ihm dadurch bitter unterworfen, und mußten ihm ihre Schulden so gut, als sie konnten, bezahlen: durch Arbeit oder Dulden; mit ihrer besten Wolle, mit Oel oder Obst; oft mit dem letzten Stückchen Silber, das seit fünf Jahrhunderten ein Erbstück war, oder mit dem letzten Goldstück, das sie, als Restei zur Ausstattung ihrer kleinen Lieblings Tochter, in einem alten Krüge unter ihrem Apfelbaum vergraben hatten.

Und doch war Claudius Flamma von ihnen geachtet; denn er war schlauer, als sie, und wurde für sehr vermögend gehalten, und war ein Mann, der mit den lieben Heiligen und der heiligen Kirche gut stand: — mit einem Worte, ein weiser

Mann, der in der gegenseitigen Industrie und Habsucht mit diesem nordischen Volke verwandt war.

Denn der größte Theil der Bevölkerung um Yprés war in seinen Wohlthaten in einer gewissen vorsichtigen Art spärlich und karg; dadurch war der alte, stille Geizhals als ein arbeit-samer, sparsamer Mann geehrt, der lieber von Roggenbrod lebte, aber, wie man wohl wußte, große Verdienste in seinem Strohdach oder unter den Ziegeln in seiner Küche bei Seite zu schaffen wußte.

Von einem kleinen Theil — armen, unglücklichen, faulen Thoren — die ihr Vaterland in so fern betrogen, als sie rasch im Ausgeben und langsam im Verdienen waren, und die darum in Noth und Mangel geriethen und sich von Anderen Brod für ihre Kinder borgen mußten, wurde der Müller mit einem tiefen, bitteren Haß gehaßt, weil sie in der elenden Abhängigkeit eines hoffnungslosen Schuldners gezwungen waren zu schweigen und sich zu unterwerfen, zu Kreuze zu kriechen und mit Füßen getreten zu werden.

Diese und Ihresgleichen versanken in dem strengen Winter, der dem kränkenden Herbst folgte, noch tiefer in Armuth und mußten kommen und Flamma um ein Darlehn der allernothwendigsten Bedürfnisse ihres baren Lebens bitten.

Sie wußten, daß, wenn der Frühling und Sommer ihnen Arbeit bringen, Obst auf ihren Bäumen und Aehren auf ihren

kleinen Feldern geben würden, sie es in schrecklicher Erpressung hundertfach bezahlen mußten, aber sie konnten es nicht ändern.

Seit vielen Jahren schon war es Sitte gewesen, in solcher Noth zu Flamma zu gehen; und da sie niemals frei von seinem Darlehn wurden, konnten seine Schuldner nirgends anders Hülfe suchen.

Gegen Weihnachten wurde das Wetter erschreckend rauh; der Mühlstrom hielt nie inne, aber Alles ringsum war gefroren, die überschwemmten Wiesen waren eine Fläche Eis. Zu Tausenden starben die Vögel im freien Felde, und öfter kamen Schafe in dem Schneesturme der Hochlande um.

In vielen der Häuser und Hütten herrschte gräßlicher Mangel, und die kärgliche Ernte einer durch den Reichthum des Bodens gewöhnlich so wohlhabenden Gegend brachte Mangel und Theuerung mit sich.

Es herrschte Krankheit, weil die Leute und Kinder in ihrem Hunger Beeren und Wurzeln aßen, die nicht zu menschlicher Nahrung dienten; die Flüsse schwoollen an, das Eis thaute auf, und viele Häuser wurden überschwemmt und einige mit fortgerissen. Nur die alte Pittschou und Claudius Flamma waren zufrieden; die Mühlräder stellten nie die Arbeit ein, und bei dieser äußersten Noth konnten die höchsten Preise gefordert werden.

Diesen Winter arbeitete Folle-Farips Tag für Tag, Monat

für Monat, kaum, daß mit ihr ein Wort gesprochen wurde, oder kaum, daß man ihr eine Stunde ließ, die sie für sich in Anspruch nehmen konnte.

Sie blickte den Schnee so befremdet an, als wäre sie eine rothe Rose, die im Winter blühte; aber die Leute, die ab- und zgingen, selbst die jungen Männer zwischen ihnen, waren zu sehr an ihr dunkles, blasses, stilles Gesicht und an jene geschmeidigen, braunen Glieder, die die leichten Bewegungen und das Feuer des Ostens in sich hatten, gewöhnt, als daß sie irgend welche Reize an ihr bemerkt hätten; und wenn sie sie selten einmal wahrnahmen, hielten sie sie nur für die Merkmale einer herumstreichenden und verwünschten Bande.

Sie war ihnen so unähnlich, daß die nordländischen Bauern nie daran dachten, sie schön zu finden; sie wandten sich von ihr ab, wenn sie, mit der kräftigen und freien Grazie eines in den Bergen oder der Mühle geborenen Geschöpfes, hinter ihrem Maulthiere oder mit einem Kruge, an der Quelle Wasser zu holen, an ihnen vorüberschritt.

Der Gurt von Schaffell um ihre Hüften, das rothe Tuch, das sie um ihren Kopf geschlungen hatte, die freien, leichten Bewegungen ihrer schönen Glieder, das düstere Feuer und wilde Träumen in ihren nachdenkenden Augen — alles dies war ihnen so unähnlich, daß sie nichts, als was erschreckend und unschön war, an ihr sahen.

Der halbe Winter ging vorüber, ohne daß irgend Jemand ein freundliches Wort an sie gerichtet hätte, außer was Marcellin zur Zeit der Noth und Theuerung mit ihr gesprochen hatte.

So war jeder Winter vergangen, seit sie hier war — das war schon so lange, daß die Erinnerung an Phratos so schwach in ihr geworden, daß sie oft in Zweifel war, ob es nicht auch wie alles Andere nur der Schatten eines Traumes wäre.

Den halben Winter befand sie sich schlecht, aß kärglich und arbeitete, wie die Maulthiere und Ochsen; gleichgültig und nichts Besseres wissend, starrte sie nur nach den Sternen, wenn sie in einer kalten Winternacht am dunklen Himmel sichtbar wurden, und hätte wissen mögen, ob sie je zu ihnen gehen, oder die Sterne je zu ihr kommen würden — jene glänzenden, vertrauten und doch unbekanntem Dinge, die auf all' das Elend auf Erden blickten und ruhig weiter leuchteten und sich nicht darum zu kümmern schienen.

Das neue Jahr kam heran, und die Bedrängniß und Kälte erreichten ihren Höhepunkt. Das Wetter war schrecklich, und die Armen litten unermesslich.

Zehnmahl des Tages hörte sie sie an der Mühle um Brod bitten, und zehnmahl sah sie, wie ihnen ein Stein gegeben wurde; sie sah sie elend, zitternd und fieberkrank durch den dichten Nebel

kommen und sah, wie ihr Großvater sie mit widerlichem Hohne abwies, oder sich für wenig karge Nahrung, die er ihnen gewährte, den fünfzigfachen Werth bezahlen ließ. *et perierit?*

„Warum soll ich daran denken? warum mich darum kümmern?“ sagte sie zu sich selbst, und doch that sie Beides, sie konnte nicht anders.

Unter den Bedrängten war eine alte, arme Frau, Namens Manon Dax, die nicht fern von der Mühle wohnte.

Sie war klein, alt, abgehärtet, braun, runzlig und gebeugt, und doch von kräftigem Bau, mit glänzenden Augen, wie die eines Rothkehlchens; sie zählte achtzig Jahre.

Sie war im Süden geboren und die Frau eines Steinhauers; er war seit fünfzig Jahren todt, und alle ihre Söhne und Töchter und deren Nachkommen hatte sie schon sterben sehen; jetzt blieben ihr nur vier junge Urenkel, für die sie zu sorgen hatte, kleine Kinder, die, wie die neugeborenen Vögel in ihren Nestern, immer nach Essen riefen.

Wenn sie Wäsche bekommen konnte, wusch sie ein wenig; sie spann, laß Eicheln und Nüsse auf, bestellte sich das kleine Stückchen Feld, das zu ihrer Hütte gehörte, und pflanzte Kohl, Kartoffeln und Kräuter darauf, damit sorgte sie für ein Dach über ihrem Kopfe und für Nahrung für ihre vier Lieblinge, und trippelte den ganzen Tag lang in ihren Holzschuhen hin und

her, und arbeitete bei Hagel und Regen, bei Sturm und Hitze, und klagte nie, sondern sagte, Gott meine es gut mit ihr.

Sie war um die Kinder besorgt, da sie wußte, sie werde nicht mehr lange leben — das war Alles. Aber dann war sie sicher, daß die Mutter Gottes sich ihrer erbarmen werde, und war heiter; sie that, was der Tag ihr brachte, und war zufrieden.

Wie tausend Andere, so traf auch sie die ungewöhnliche Schärfe dieses Winters.

Sie war nur Eine von den Tausenden. Niemand beachtete sie, und doch war es hart.

Alle die Quellen rings um ihre Wohnung waren für viele Wochen gefroren; der nächste Brunnen war eine halbe Meile entfernt; und jeden Tag zwei schwere Eimer über einen holperigen, vom Eise schlüpferigen Weg eine halbe Meile hin- und eine halbe Meile zurückzutragen, ist keine Kleinigkeit für eine alte Frau, die über achtzig Jahre zählt, und deren welke Glieder nur mit einem Lumpen von wollener Serfsche gegen den Wind geschützt sind.

Die Eichen und Kofkastanien machten ihr derbe, wilde, flinke Knaben, die die Zeit kommen sahen, wo es ihren Schweinen an Futter fehlen würde, streitig.

Die Wurzeln in ihrem kleinen Garten waren schwarz und erfroren. Die Nesseln waren gesammelt, gekocht und gegessen worden.

Der Schnee trieb durch ein großes Loch in ihr Dach. Die Wälder wurden von Jüngeren und Behenderen, als sie war, nach jedem Reis und gebrochenen Ast durchsucht; sie hatte nichts zu essen, nichts zu brennen.

Die Kinder lagen in ihren kleinen Betten von Heu und riefen den ganzen Tag lang nach etwas zu essen, und sie konnte ihnen nichts geben.

„Wenn ich es allein wäre!“ dachte sie und hielt sich die Ohren zu, um sie nicht zu hören; wenn sie allein, wäre es so leicht gewesen, sich in eine Ecke zwischen die getrockneten Gräser zu schleichen, und still zu liegen, bis die Kälte die Hungerqualen erstarren läßt und sie stillt; und sich erstarrt und ermüdet zu fühlen und doch froh, daß Alles vorüber sei, und zu murmeln, daß Gott gut sei, und den Tod so — zufrieden kommen lasse.

Aber sie war es nicht allein.

Die Armen sind selten so glücklich — sie selbst würden sagen, so unglücklich — allein in ihren Wohnungen zu sein.

Da waren vier kleine Leben, die die armen, todten, thörichten Geschöpfe, die sie geliebt hatte, ihr gelassen hatten, — zarte Leben, die trotz des Hungers rosig und trotz der Kälte munter gewesen waren; die trotz der heftigen Windwehen heiter, und selbst bei einer Kost schimmliger Rinden oder Hagebutten und Mehlbeeren von den Hecken glücklich gewesen waren. Gewesen

waren — bis jetzt, wo sie selbst das Wenige nicht haben konnten, wo ihre Betten von Heu von Schneewasser getränkt waren, jetzt — wo sie ganz still waren, außer, wenn sie nach Brod schrieen.

„Ich bin jetzt zweiundachtzig Jahre alt und habe nie, so lang' ich lebe, irgend Jemand um Hülfe gebeten, noch irgend Jemandem eine Kupfermünze geschuldet,“ dachte sie, als sie am dunklen Herde saß, um den der Wind heulte, und sich die Ohren vor der Kinder Schreien verstopfte.

Oft hatte sie strenge Winter, knappe Nahrung, bitteres Leben kennen gelernt, — wie oft war sie in den langen Jahren so verhungert, so erfroren, und in ihrem Hause ebenso vereinsamt gewesen wie jetzt.

Und doch hatte sie es immer ertragen und niemals um ein Almosen gebeten, denn sie war streng rechtlich und unwissend, und hatte Furcht vor der Welt, und hielt Schulden haben für eine große Schande.

Aber jetzt, wußte sie, mußte sie es thun, oder die Kinder umkommen lassen, da sie selbst zu alt war und nicht mehr fähig zu arbeiten, und alle ihre Söhne in ihrer vollen Kraft vor sich hatte hinsterven sehen.

Sie kämpfte lange und schwer mit sich.

Sie wußte, daß sie bald sterben werde, und hatte sich ihr Lebenlang bemüht, so zu leben, daß sie sterbend sagen könne:

„Ich habe keinen Menschen um Etwas gebeten.“

„Vielleicht,“ dachte sie trübe, „war das nur eine Eitelkeit von mir, ein thörichtes, unrechtes Gefühl, das der liebe Gott jetzt zu bestrafen suchte.“

In irgend welcher Weise mußte sie dies aufgeben und gehen, und um etwas bitten; oder diese vier kleinen Wesen, einer Traube rother Beeren auf einem blätterlosen Baume gleich, mußten leiden und umkommen.

„Es ist bitter, aber ich muß es thun,“ dachte sie. „Es ist aber doch sonderbar, daß dem lieben Gott daran liegt, Jemand von uns durch ein so bitteres Mittel, wie Hunger, zu sich zu nehmen. Ich glaube, wenn ich sein Antlitz jetzt sehen könnte, würde ich sagen: Nicht den Himmel für mich, Herr, nur Brod und ein wenig Holz.“

Sie erhob ihre steifen, gebeugten Glieder und ging nach dem Haufen Heu, auf dem die Kinder lagen; blaß und mager, versuchten sie doch alle zu lächeln, als sie Thränen auf der Großmutter Wangen sahen.

„Seid still, meine Lieben,“ sagte sie und bemühte sich, heiter zu sprechen, und legte ihre Hand auf das Lockenköpfchen des Erstgeborenen. „Ich gehe auf eine kurze Zeit fort, um zu sehen, ob ich etwas für Euch zu essen bekomme. Sei gut, Bernhard, und Sorge für sie, bis ich zurückkomme.“

Das versprach Bernhard, der selbst erst vier Jahre alt war,

und sie schlich sich aus der kleinen schwarzen Thüre hinaus auf den weißen Weg, in den stürmenden Wind.

„Ich will zu Flamma gehen,“ sagte sie zu sich selbst.

Es war drei Uhr des Nachmittags, zu dieser Jahreszeit schon fast dunkel. Die Tagesarbeit war beendet.

Die Leute waren gekommen und gegangen, unterstützt oder abgewiesen worden, je nachdem sie Sicherheit bieten konnten. Das große Rad arbeitete in dem brausenden Wasser fort; der Müller benutzte, am Fenster sitzend, noch das letzte Tageslicht und zählte die Summen in seinem Hauptbuche zusammen — kleine krumme Zeichen, die er sich selbst gelehrt hatte, denn er konnte weder Zahlen noch Buchstaben schreiben.

Rings um ihn in den Lagerhäusern war Korn, Holz, Wolle und Vorräthe der verschiedensten Eßwaaren. Rings um ihn in der Stube, in der er war, hing geräuchertes Fleisch, duftige Kräuter und getrocknete Früchte, die er sich von dem Ueberflusse anderer und gesünderer Jahre gespart hatte.

Er freute sich, Alles das zu haben, und auch, es Anderen vorenthalten zu können.

Es erfüllte ihn mit einer gewissen Schadenfreude, wenn die ernstern, hungerigen Augen verlangend nach diesen Reichthümern starrten, während ihre weißen Lippen eine Bitte stammelten — die er abwies. Was er liebte, war — dazusitzen und in seiner Weise seinen Verdienst zu zählen, nach seinen Vorräthen zu

blicken, dem heulenden Winde und dem treibenden Hagel zu lauschen, und bei dem Gedanken frohlocken, wie krank und kalt und elend sie draußen waren — diese Thoren, die seiner gespottet hatten, weil seine Tochter die Geliebte eines Zigeuners gewesen war.

Um Brod gebeten zu werden und ihnen als bittere, abschlägige Antwort einen Stein zu geben; mit flehenden Thränen ersucht zu werden und mit einem häßlichen Scherz zu antworten; eine Frau mit sterbenden Kindern kommen zu sehen und auf die großen Messingkrüge voll Milch zu zeigen und zu sagen: „Alles das wird Butter für Paris,“ und dann zu sehen, wie sie wehklagend und jammernd, daß ihre Kinder sterben würden, fortging und durch den Schnee wandte — alles Das war ihm so süß.

Bevor seine Tochter von ihm gegangen, war er zwar streng, aber rechtschaffen, wohl hart, aber nicht grausam gewesen; aber seit er die Schande des Wesens kannte, das er für einen Engel gehalten, war jeder Nerv in ihm verbittert und mit dem Stachel eines tiefen Hasses gegen jedes lebende Geschöpf durchdrungen. Zu schaden und zu verwunden, und sie dann bluten und dulden zu sehen, war das einzige Vergnügen, das ihm im Leben geblieben war. Er war sein Lebelang nach bestem Wissen gerecht gewesen, und hatte seinem Gotte, zu dem er betete, vertraut,

aber sein Gott und sein Vertrauen hatten ihn verlassen und ver-rathen, und sein Herz wurde verbittert.

Mühsam arbeitete sich die alte Frau durch den Weg, der zwischen ihrer Hütte und dem Mühlhause lag.

Der Weg ging durch Wiesen, Kornfeldern und Bächen entlang, zwischen kleinen Gehölzen, Flächen und Ebenen, die im Sommer wohl frisch und grün, aber jetzt nur gefrorener, lehmiger Boden, von kalten Nordwinden durchpiffen, waren.

Oft strauchelnd und ausgleitend verfolgte sie ihren Weg standhaft, aber langsam, denn sie war von dem langen Mangel an Nahrung sehr schwach, und die durchdringende Kälte durchschauerte ihre Glieder.

Und doch ging sie muthig vorwärts durch die rauhen Winde und die einbrechende Dunkelheit, durch das stürmische Wetter, daß die Pappeln sich zur Erde neigten und die kleine Flamme in der Ewigen³ Lampe hin und her blies, bis sie zuletzt verlöschte.

Und doch schritt sie vorwärts, eine kleine, dunkle Gestalt, mit einem Gebete auf ihren Lippen und einer Hoffnung im Herzen.

Der Schnee fiel, die Wolken zogen dahin und die Wasser brausten, in der Dämmerung war sie der einzige, kleine, schwarze Punkt in der großen, grauen Wüste der Erde und des Himmels, und von Zeit zu Zeit trieben die tobenden Winde sie gleich

einem wellen Blatte hin und her. Aber sie wollte sich nicht überwältigen lassen; mit unendlicher Schwierigkeit tappte sie ihren Weg, klammerte sich an einen Baumstamm, um neue Kräfte zu sammeln, oder wartete unter einem Baume und rang nach Athem, und so erreichte sie endlich die Mühle.

Sie sah in der Dämmerung noch das Innere der Küche, Vorräthe von Holz, die Reihen Lebensmittel; es schien auch ihr, wie einst Phratos, ein Plätzchen voll Behaglichkeit und Fülle, ein fester, sicherer Schutz vor der unbarmherzigen Nacht zu sein.

Sie hob die Klinker, schlich hinein und ging gerade auf Claudius Flamma zu, der noch am Fenster mit den groben Zeichen, die ihm seinen irdischen Reichthum vorstellten, beschäftigt war.

Weiß von dem herabfallenden Schnee, stand sie vor ihm; ihr braunes Gesicht kämpfte mit einer heftigen, inneren Bewegung, und ihre klaren, treuen Augen waren von einer heftigen Angst vor einer Bitte erfüllt.

„Flamma,“ sagte sie einfach zu ihm, „seit fünfzig Jahren und länger sind wir Nachbarn gewesen — und Viele haben zu ihrem Schaden und zu ihrer Schande geborgt, aber ich nicht. Ich bin zweiundachtzig Jahre und habe nie in meinem Leben einen Mann, eine Frau oder ein Kind um etwas gebeten. Aber heute komme ich, um Euch um Brod zu bitten, — um

Brod für die vier kleinen Kinder zu Hause. Drei Tage habe ich sie schreien hören und hatte nichts, als ein paar Beeren, die ich ihnen geben konnte. Das kann ich nicht länger ertragen. Darum bin ich zu Euch gekommen.“

Er schloß sein Hauptbuch und blickte sie an. Sie waren, wie sie sagte, ein halbes Jahrhundert hindurch und länger Nachbarn gewesen und hatten oft vor demselben Altar nebeneinander gekniet.

„Was brauchst Du?“ fragte er einfach.

„Nahrung,“ erwiderte sie, „Nahrung und Heizung. Sie sind so kalt — die Kleinen.“

„Was kannst Du dafür bezahlen?“ fragte er.

„Nichts — jetzt nichts. Ich habe nichts mehr im Hause, als das letzte Heu, auf dem die Kinder schlafen. Aber wenn Du mir etwas — nur etwas — geben willst, so lange das Wetter so rauh ist, werde ich Mittel und Wege finden, es Dir, wenn es wieder milder wird, zu bezahlen. Ich habe meinen Garten, und ich kann waschen und spinnen. Ich will getreulich bezahlen. Du weißt, ich habe nie einem Menschen eine Kupfermünze geschuldet. Aber ich bin so alt und die Kinder so jung —.“

Claudius Flamma stand auf und ging nach der andern Seite der Küche. Ihre Augen folgten ihm sehnsüchtig und voll Hunger. Er ging hin, wo Krüge mit frischer Milch, Körbe mit

Eiern, Broden, Haufen Reisholz standen. Ihr schwaches Herz schlug voll Hoffnung, ihre matten Augen glühten vor Freude und Dankbarkeit.

Mit ein paar stacheligen Ruthen von einem Dornenstrauch kam er zurück.

„Gieb das Deinen Kindeskindern,“ sagte er mit finsterem Lächeln. „Denn das — und nicht mehr — wird Dein Dank von ihnen sein, wenn sie erwachsen sind.“

Erschreckt und beunruhigt sah sie ihn an, glaubte aber doch, daß er nur mit ihr scherze.

„Lieber Flamma, Ihr spottet immer,“ murmelte sie bebend; „die Kinder sind klein und gut. Ach, um Gottes willen! gebt mir rasch Nahrung. Ein Scherz ist wohl gut zu seiner Zeit, aber einem leeren Magen und bitteren Herzen ist er wie ein Hieb.“

Er lächelte und antwortete ihr mit seiner barschen, krächzenden Stimme:

„Ich gebe Dir das Einzige, was man in dieser Welt ohne Bezahlung giebt — Rath. Nimm ihn, oder laß ihn.“

Sie taumelte, als ob er ihr einen Faustschlag gegeben hätte; ihr Gesicht änderte sich furchtbar, und ihre Augen starrten ohne Glanz, ohne Bewußtsein.

„Ihr spaßt, Flamma! Ihr spaßt nur!“ murmelte sie. „Ich sage Euch, die kleinen Kinder sterben Hungers. Ihr gebt

mir Brod für sie? nur ein wenig Brod? Ich werde es bezahlen, sobald das Wetter milder wird.“

„Ich kann nichts geben. Ich bin arm, sehr arm,“ antwortete er mit der gewöhnlichen Lüge eines Geizhalses; öffnete sein Hauptbuch wieder und fuhr fort, die Punkte und Kreuze, mit denen er seine Bücher führte, zusammen zu zählen.

Seine alte Dienerin Pitschou saß am Herde und spann; sie unterbrach ihre Arbeit nicht, noch warf sie ein Wort dazwischen. Die Armen können besser, als irgend ein Fürst, aber sie können auch grausamer, als irgend ein Sklavenaufseher gegen sie sein. ?

Die alte Frau ließ ihren Kopf auf die Brust sinken, wandte sich schwach um und tastete sich aus dem Hause in's Freie, als ob sie blind wäre.

Es war schon dunkel von der hereinbrechenden Nacht. Der Schnee fiel dicht. Ihre Hoffnung war vorüber: Alles war kalt — kalt, wie der Tod.

Sie erbebte und athmete schwer, aber sie taumelte vorwärts; die Kinder waren allein. Der Wind tobte und jagte ihr die Schneeflocken in weißen Wolken in's Gesicht; die sich neigenden Bäume krachten und ächzten, wie in Schmerz; das Brausen des Mühlwassers erfüllte die Luft.

Kein Schein war zu sehen. Der Tag war vorüber und der

Mond verborgen; der gefrorene Boden krachte unter ihren Füßen und gab nach.

Sie glitt aus und fiel nieder; alt und schwach, konnte sie sich nicht wieder erholen; still, mit gebrochenem Gliede blieb sie liegen und Wind und Sturm schlugen über ihr zusammen.

„Die Kinder! die Kinder!“ stöhnte sie schwach, und dann war sie still; ihr war so kalt und der Schnee fiel so dicht; sie konnte sich nicht erheben und um sich blicken; sie glaubte, sie wäre daheim in ihrem Bette und werde bald einschlummern.

Da schwebte eine leichte Gestalt durch die dichte Finsterniß, lautlos und flüchtig, wie ein Nachtvogel, und hielt, wie auf Flügeln, neben der alten Frau inne.

Durch die dichten Schneewolken sprach eine Stimme, schüchtern und heftig, zärtlich und ungestüm zugleich. !

„Still, ich bin es! Ich — Folle=Farine. Ich habe Euch mein Essen gebracht. Es ist nicht viel — sie gaben mir niemals viel. Aber ein wenig wird es helfen. Ich hörte, was Ihr sagtet, — ich war in der Dachkammer. Flamma darf es nicht wissen, sonst möchte er es Euch bezahlen lassen. Aber es ist mein, wirklich mein, nehmt es.“

„Nahrung — für die Kinder!“

Diese Segensworte erweckten sie aus ihrer Lethargie; sie erhob sich ein wenig auf den einen Arm, und versuchte zu sehen, woher die Stimme, die zu ihr sprach, käme. Aber die An-

strenge erschöpfte sie; mit einem Stöhnen fiel sie wieder zurück — ein Glied war ihr gebrochen. *malgré?*

Folle-Farine stand bei ihr; ihre dunklen Augen schimmerten, wie die eines Habichts durch die Finsterniß, voll neugierigen, erschreckten Mitleids.

„Ihr könnt nicht aufstehen; Ihr seid alt,“ sagte sie plötzlich. „Seht — laßt mich Euch nach Hause tragen. Die Kinder! ja, die Kinder sollen es haben. Es ist nicht viel, aber es hilft doch.“

Sie sprach hastig und rauh; sie schämte sich ihres eigenen Mitleids. Was galt es ihr, ob eins von diesen Leuten lebte oder todt war? Sie hatten sie immer verhöhnt und gehaßt.

„Wenn ich recht thäte, sollte ich sie verfaulen lassen und auf ihre Körper speien,“ dachte sie mit der Wildheit der Rache, die in ihrem orientalischen Blute lag.

Und doch war sie im Wind und Wetter gekommen und hatte einer Fremden ihr Essen gebracht, obgleich sie den ganzen Tag gearbeitet hatte, bis auf die Knochen erstarrt war, und ein Heißhunger sie verzehrte.

Warum that sie es?

Sie wußte es nicht. Sie verhöhnte sich selbst; aber diese alte, brave, achtzigjährige Frau, die in ihrer äußersten Noth so bitter abgewiesen worden, that ihr leid.

Manon Day vernahm matt diese Worte und versuchte

mühsam zu antworten, indessen der Wind heulte und der Schnee auf sie niederfiel.

„Ich kann nicht aufstehen,“ murmelte sie, „ich glaube, mein Bein ist gebrochen. Aber das thut nichts. Geht zu den Kleinen; wer Ihr auch seid, Ihr seid gut und habt Mitleid. Geht zu ihnen, geht. Meinewegen thut's nichts. Ich habe mein Leben gelebt — in jeder Weise. Es wird bald vorüber sein. Ich habe keine Schmerzen — wirklich nicht.“

Einen Augenblick blieb Folle=Farine stehen, dann bückte sie sich nieder und nahm die alte Frau in ihre kräftigen, jungen Arme, und mit dieser schweren Last machte sie sich gegen den schneidenden Sturm auf den Weg.

Von Ansehen und dem Namen nach hatte sie die Frau und die Kleinen schon lange gekannt.

Ein- oder zweimal, als sie bei ihnen vorübergekommen war, hatte die Großmutter, die, zärtlichen Herzens, aber beschränkten Verstandes, den Erzählungen der Nachbarn glaubte, die Kinder dichter an sich gezogen und sie mit ihrem Serfchemantel bedeckt, damit der böse Blick, der des Gerbers jüngsten Sohn behert hatte, nicht auf sie fallen, und ihnen irgend ein Leid geschehen möge.

Nichtsdestoweniger hing dieser böse Blick mit ernster Sorge an ihr, als Folle=Farine sie mit leichter Anstrengung und sicherem Schritt durch die gefrorenen Waldwege trug, wie sie

eine Bürde Holz oder einen Sack Getreide getragen haben würde, woran sie wie ein Lastthier gewöhnt war.

Manon Dag rührte sich nicht; sie versuchte selbst nicht, wieder zu sprechen; sie fühlte kaum eine langsame, elastische, schmerzlose Bewegung, kaum den dichten, leisen Druck, der sie vor dem tobenden Winde schützte, die behagliche Wärme, die sich langsam durch ihren abgekehrten, schmerzenden Körper stahl und sie schläfrig und zufrieden machte.

Sie konnte nichts mehr thun. Ihre Tage der Sorge und Arbeit waren vorbei.

Einmal bewegte sie sich ein wenig. Die sie trug, hielt inne und horchte.

„Spracht Ihr?“

Manon Dag stieß einen leisen Seufzer aus.

„Gott ist gut,“ murmelte sie, wie Jemand, der im Schlafe spricht. Fulle-Farine setzte ihren Weg fort, wie einst Phratos den seinen: vom Schnee geblendet und von dem tobenden Orkan durchschauert, aber sichern Fußes auf dem Eise, wie das Rennthier, und sichern Auges im Dunkeln, wie der Nachtfalter.

„Habt Ihr Schmerzen?“ fragte sie einmal ihre Bürde.

Es erfolgte keine Antwort.

„Sie schläft,“ dachte sie und schritt vorwärts.

Flüchtigen und festen Schrittes, an alles Ungemach des Wetters gewöhnt, war ihr die weite Entfernung nichts; und

doch brauchte sie, schwer beladen, wie sie war, vom Schnee durchnäßt, von dem entgegengesetzten Wind immer wieder zurückgetrieben, und von der Gewalt des Sturmes zuweilen gezwungen, inne zu halten, eine Stunde zu ihrem Wege.

Endlich erreichte sie die Hütte.

Der Wind hatte die Thür aufgerissen. Das Jammergeschrei der Kinder fand in dem Blöken der hungrigen und frierenden Schafe in ihren entfernten Ställen, durch die Stille der Nacht ein trauriges Echo. Der Schnee war ungehindert hineingetrieben; Alles war dunkel.

Sie tastete ihren Weg über die Schneehaufen hinein. Wie die Nachtvögel, so konnte auch sie durch die lange Gewohnheit im Finstern sehen; sie fand das Lager von Heu und legte ihre Last sanft darauf nieder.

Die Kinder hörten auf zu jammern. Die zwei ältesten schlichen sich dicht zu ihrer Großmutter und drückten ihre Wangen an die ihren und lispelten eifrig mit ihren kleinen, hungernden Lippen:

„Wo ist das Essen? wo ist das Essen?“

Aber noch kam keine Antwort.

Die Wolken zertheilten sich ein wenig über dem Monde, den sie so lange verdeckt hatten, er schien einen Augenblick durch die dicke, schwere Luft, der weiße Boden warf die Strahlen

zehnfach zurück; der matte Schein erreichte das alte blasse Gesicht von Manon Day.

Ein leises Lächeln lag darauf — das Lächeln, mit dem sie ihre letzten Worte in der Dunkelheit gesprochen hatte: „Gott ist gut!“

Sie war ganz todt.

Sechstes Capitel.

Die ganze Nacht hindurch blieb Folle-Farine bei den Kindern. Das jüngste war in dem Schnee, der durch das Dach gefallen war, und aus dem es herauszuziehen das älteste zu klein und zu schwach war, während sie allein gewesen, hilflos erstickt.

Sie legte es, schon steif von der Kälte der Nacht, neben die Leiche der alten Großmutter, die in dem Bemühen, sie zu retten, umgekommen war; sie lagen beisammen, das einjährige Kind und die alte Frau, die gebröchene Knospe und der blätterlose Zweig. Wie die Vögel in Sümpfen und Einöden sterben, so waren sie Hungers gestorben. —

Es war ein gewöhnliches Schicksal. —

Sie blieb bei den Kindern; sie waren erschreckt, bestürzt und stumm. Sie vertheilte die Nahrung, die sie mit sich gebracht hatte, unter sie, ohne selbst etwas davon zu nehmen. Sie nahm das Schaffell, das sie im Winter über ihre Kleider trug, ab, machte für die Drei ein kleines Lager daraus, und deckte sie damit zu. Die Thüre konnte sie des angehäuften Schnee's wegen nicht schließen, und obgleich es nach einer

Stunde zu schneien aufhörte, drang der Wind doch die ganze Nacht ein.

Dann und wann zertheilten sich die Wolken ein wenig und ließen einen Mondstrahl eindringen; und dann konnte sie die ruhigen Gesichter der alten Frau und des Kindes sehen.

„Sie sterben Hungers, und noch sterbend sagen sie: Gott ist gut“, dachte sie und sann mit der bitteren, schwermüthigen Ironie, die das Leben ihr schon gelehrt hatte, darüber nach.

Die Nacht ging nur langsam vorüber; der Sturm heulte über dem erzitternden Dache; die Kinder schluchzten, bis sie schließlich unter dem warmen Schaffell, in dem sie zusammenkrochen, wie die jungen Vögel im Neste, eingekullt, eingeschlafen waren.

Folle-Farine, erfroren und durchschauert, saß geduldig da. Sie haßte die Menschen, die ihre Hand immer gegen sie erhoben. Sie hatte ihnen für keine gute That, für kein einziges freundliches Wort zu danken. Doch that ihr diese alte Frau leid, der es ihr Leben lang schlecht ergangen war, und die doch sterbend gesagt hatte: „Gott ist gut.“

Jene kleinen, hilflosen, hungernden, unwissenden Geschöpfe thaten ihr leid, daß sie das einzige Leben, das für ihres arbeiten konnte, verloren hatten.

Sie vergab — weil sie vergaß — daß diese Thüre andern Winter vor ihr verschlossen war, wie vor einem verwünschten

Dinge, und daß diese Kinder sie in ihrer ersten, unvollkommenen Sprache verhöhnht hatten.

Der Morgen brach an; es kam ein grauer, schneidender Wintertag; der Sturm hatte sich gelegt; aber die Erde war fest gefroren und weiß von Schnee, die Luft war scharf, der Himmel dunkel und bedeckt.

Folle-Farine mußte die Kinder verlassen und zurück zur Mühle an ihre tägliche Arbeit gehen. Sie wußte, daß, wenn man sie bei Sonnenaufgang nicht zu Hause finden würde, sie und jene darunter leiden mußten. Sie wußte nicht, was sie mit ihnen machen sollte. Außer Marcellin, der so arm war, wie diese, hatte sie keinen Freund. Sie sprach nie mit einem lebenden Wesen, außer mit einem Schäferhunde, einem Kalbe, das nach seiner Mutter blökte, oder einem todtmüden Ochsen, der über den gepflügten Acker wankte.

Zwischen ihr und ihrer Umgebung bestand fortwährende Feindschaft und stetes Mißtrauen, selbst nicht die Beziehungen, die gewöhnlich die Menschheit verbinden.

Denn Jene glaubten nicht an ihr Recht zur gewöhnlichen Menschheit, und sie verwarf verächtlich alle Ansprüche daran.

Bei Tagesanbruch kam ein Bauer, der zu seinem Vieh in die Felder ging, und einen Handkarren voll Rüben und andern Gemüsen schob, im Nebel an der offenen Thüre vorüber.

Sie stand auf und rief ihn.

Er stuzte und blieb stehen.

Sie ging an die Thüre und winkte ihm.

„Die alte Manon Day ist todt. Wollt Ihr es den Leuten sagen? Die Kinder hier sind allein und hungern.“

„Manon Day todt?“ wiederholte er bestürzt; er war ihr nächster Nachbar, und hatte ihr oft geholfen, eine halbe Meile davon am Brunnen Waschwasser zu holen, und als seine Frau am Fieber krank darniederlag, hatte die alte Frau sie Monate hindurch gut und sorgsam gepflegt.

„Ja, ich fand sie diese Nacht unterwegs im Schnee. Sie hatte ein Bein gebrochen und war todt, bevor ich hierherkam. Geht und schickt Jemand. Die kleinen Kinder sind ganz allein, und eines von ihnen ist auch todt.“

Es war noch so dunkel, daß er Anfangs nicht gesehen hatte, wer mit ihm sprach; aber nach und nach, als er guckte und guckte und näher kam, erkannte er den rothen Gürtel, die braunen Glieder, die gerade Stirn, die sinnenden Augen. Er fürchtete sich vor ihr; ein großes Schreckbild flog plötzlich in der weißen, stillen Dämmerung und den Schatten vor ihm auf.

Er ließ seinen Karren los und floh, und war bald um eine Biegung in der Straße und in der Dunkelheit verschwunden. Sie glaubte, er sei gegangen, um Leute herbeizuholen, und ging zurück, setzte sich zu den schlafenden Kindern und betrachtete die traurigen Gesichter der Todten. Der Bauer floh so rasch, als

es ihm seine schweren Schuhe und die Stücken Eis am Wege gestattet, nach Hause.

Seine Wohnung lag in einiger Entfernung zwischen den Feldern, wo wenige Hütten, ein steinernes Crucifix, ein paar Scheunen und Hütten und ein einfaches Wirthshaus ein kleines Dorf für sich bildeten, das in der Umgegend durch seine großen, ausgebreiteten Obstgärten und die ausgezeichneten Früchte berühmt war.

Troß der frühen Stunde regte es sich schon im Dörfchen; die Läden waren geöffnet und die Leute wach. Männer kehrten den Schnee von den Thüren, Frauen gingen auf's Feld an die Arbeit; Kinder guckten mit ihren Todtenköpfchen und schläfrigen Augen durch die kleinen Gitterfenster, und ihre Finger spielten mit den wunderlich geformten Eisblumen an den Scheiben. Der Besitzer des Gasthofes schloß seine Hausthüre auf; ein Mädchen hatte das Eis im Teiche auf, damit die Enten in's Wasser konnten; ein Paar hungrige Rothkehlchen flogen lautlos hin und her.

Sein eigenes Weib stand auf der Thürschwelle; auf sie stürzte er zu.

„Manon Das ist todt!“ stieß er hervor.

„Was thut's?“ sagte seine Frau mit dem Besen über der Schulter; Viele waren diesen Winter gestorben, und sie selbst

waren so arm und so verhungert, daß sie weder Brod noch Mitleid für Andere hatten.

„Was es thut?“ rief der alte Mann troßig und noch in voller Aufregung über seinen eigenen Schrecken. „Der junge Teufel von Yprés hat sie getödtet, dessen bin ich sicher. Sie ist dort in der Hütte, und ihre Augen glänzen in der Dunkelheit wie glühende Kohlen. Und wozu wäre sie dort gewesen, wenn nicht zu etwas Bösem? Das sage mir.“

„Ist es möglich?“ rief seine Frau ungläubig, und doch bereit, es zu glauben.

Das Mädchen verließ ihre Enten, der Wirth seine Thüre, die Frauen ihre Hütten und kamen und umringten den Ueberbringer solch' seltsamer Nachrichten: sehr willkommene Nachrichten an einem eißigkalten Morgen, bei Anbruch eines Tages, der als größte Neuigkeit brachte, wie ein Wurf junger Schweine gedieh, und wie es dem braunen Pferde mit der Geschwulst im Halse ginge.

Sie lebten hier Jahr aus Jahr ein sehr einförmig; vielleicht alle vier Wochen kam ein Brief von einem Sohn oder Bruder, der Soldat war, oder ein Hausirer kam Eier kaufen und brachte irgend ein irres Gerücht aus der Außenwelt mit; — außerdem gab es keine Abwechslung, sie hörten Nichts und sahen Nichts, selten, daß sie sich über eine Meile von dem stei-

nernen Crucifixe, um das ihre kleinen Häuschen sich drängten, entfernten.

Der Mann Flandrin hatte nichts Wahres zu erzählen; er war geflohen, als er im Dämmerlicht und Schnee von einem Geschöpfe, das ihm ein böses Omen schien, angerufen wurde. Aber er war kein solcher Narr und ein zu guter Redner, als daß er eine Zuhörerschaft, die sich um ihn gesammelt hatte, der unbedeutenden Wahrheit halber verloren hätte; und seine Zunge plapperte geläufig von Dem, was er in seiner Angst und seinem Schrecken gesehen zu haben sich einbildete, bis er sich selbst und seine Zuhörer in den festen Glauben geschwaßt hatte, daß Manon Das sich verspätet hätte und dem bösen Blicke der Tochter alles Uebels begegnet und dabei in grausamster Hexerei getödtet worden sei.

Nun war in der ganzen Nachbarschaft Nichts zu schlecht, daß man es nicht der Tochter des Teufels zugetraut hätte — des Teufels, dessen sich alle erwachsenen Männer und Frauen so gut in seiner irdischen Gestalt erinnerten, als er gekommen war, mit seinen diamantengleichen Augen und seinen Kräften, die alle menschlichen Kräfte überstiegen, der armen Reine Flamma Leib und Seele zu verderben.

Die Leute lauschten erstaunt, mit angehaltenem Athem; bei jenem unvermeidlichen Labjal niedrigen Verdachts und befriedigten Hasses vergaßen sie die bittere Kälte. Einige hatten

nicht länger Zeit zum Schwätzen und gingen an ihre tägliche Arbeit; aber mehrere Frauen, die nichts zu thun hatten, blieben bei Flandrin.

Als Flandrin, dem es eine Kleinigkeit war, seine zwei hungrigen Kühe die ganze Zeit umsonst auf ihre Morgenmahlzeit warten zu lassen, seine Geschichte zum siebenten Male beendet hatte, sprach zuerst eine runzlige Frau, die im Dorfe die größte Anzahl Bruthennen besaß, nur einen Sohn, der Priester war, hatte, und von ihren Nachbarn geehrt und geachtet war:

„Flandrin, Ihr habt ohne Zweifel recht gesprochen; durch Hexerei ist die gute Seele todtgeschlagen worden. Aber Eines habt Ihr vergessen, die Kinder sind dort und dieser Teufel von Nprès ist bei ihnen. Wir — gute und wahre Christen, sollten das nicht gestatten. Geht, jagt sie fort, und bringt die Kleinen hierher.“

Flandrin stand schweigend da.

Es war recht gut, zu sagen, der Teufel solle hinausgetrieben werden, aber weniger gut, der Treiber zu sein.

„Das soll geschehen“, stimmten die andern Frauen bei.

„Geht, Flandrin, und wir — wir wollen die kleinen Geschöpfe heute zu uns nehmen, und sie dann der öffentlichen Wohltätigkeit überliefern, mehr können wir nicht thun. Geht!“

„Schlage nur diese Bestie, Fosse-Farine, ordentlich!“ schrie seine Frau.

„Wenn Ihr ihr das Kreuz zeigt, wird sie zu Kreuze kriechen und fliehen“, sagte eine andere.

„Sie nicht“, murmelte die alte Frau, deren Sohn Priester war. „Eines Tages bedrohte sie mein frommer Sohn, der, der Himmel weiß es, fast ein Heiliger ist, mit seinem Kreuze, und sie stand gerade und furchtlos und blickte ihn an und sagte: „Mit diesem Zeichen verübt Ihr alle Arten Schlichkeiten in dieser Welt, und sagt, Ihr seid sicher, in jener Welt selig zu werden; ich weiß es!“ und sie lachte und lief davon. Was wollt Ihr mit einer solchen Hexe thun — he?“

„Geht, Flandrin“, schriegen die Frauen im Chöre, „geht! Jede Minute, die Ihr zögert, bringt die kleinen Engel der Hölle näher!“

„Nun, dann kommt mit mir“, sagte Flandrin schüchtern. „Ich mag nicht nach den Kindern gehen, das ist keine Arbeit für einen Mann.“

In seinem Innern dachte er aber an die Geschichte, die seine Priester ihm oft erzählt hatten; von dem Schweine, in das der Teufel gefahren war, das einen Abgrund hinab stürzte und ein elendes Ende nahm; und er dachte an seine eigenen fetten, schwarzen Schweine, die auf dem Markte so viel werth waren.

Besser, dachte er, Manon Day' Entel verfallen dem Teufel, als meine schönen Schweine.

Die Frauen höhnten, drohten, verspotteten, baten ihn; aber

Alles umsonst — allein wollte er nicht gehen. Er war von den Schreckbildern, die seine eigene Phantasie ihm geschaffen, erfüllt, und hätte, trotz all' ihrer Verwünschungen, sich keinen Schritt gerührt.

„Nun, so laßt uns selbst gehen!“ schrie seine Frau endlich und schwang den Besen, mit dem sie den Schnee weggekehrt hatte, über ihrem Kopfe. „Die Männer sind immer feig. Von mir soll Niemand sagen, daß ich jene Kinder dem Teufel ließ, während ich den meinigen ihre Suppe am warmen Ofen gab!“

Diese Worte feuerten ihre Kameradinnen an. Sie liefen in ihre Häuser, erfaßten eine Schaufel, einen Stock, einen Besen, einen Knüttel, Jeder, was ihm zuerst unter die Hände kam, zogen Flandrin in ihre Mitte und gingen zwischen den Pappelreihen, den gefrorenen, abschüssigen Weg entlang.

Sie wußten eigentlich nicht so recht, warum sie gingen und wozu? Sie hatten eine dunkle Idee, etwas Kluges und Frommes zu thun, und einen tiefen Haß gegen das Mädchen in ihren Herzen. Sie liefen so eilig, als es der schlüpfrige Weg erlaubte, und ihre Zungen flogen rascher als die Füße und schrieten sich heiser mit Geschichten auf Geschichten; ihre kreischenden Stimmen übertönten das Pfeifen des Windes und das Krachen der Bäume, und bestärkten sich gegenseitig immer mehr in dem wilden Glauben an die Hexerei, die sie bestrafen wollten.

In ihrer Art waren sie tugendhaft; sie waren mit Wenigem

zufrieden; arbeiteten hart von der Wiege bis zum Grabe; sie waren meist züchtige Frauen und fromme Mütter, ertrugen die Entbehrungen standhaft, und arbeiteten bei gutem wie bei schlechtem Wetter ohne Klage. Aber es waren engherzige, geizige Naturen, bigott und unbarmherzig, und unverföhnlich, wenn sie sich selbst oder einen der Ihrigen bedroht glaubten.

Es waren Menschen, die sich um ihres Glaubens willen verbrennen lassen würden, und Andere wegen eines anderen Glaubens verbrennen könnten.

Es war der Glaube der Meisten der verschiedenen Nationen; die Priester und Gesetzgeber hatten ihnen gelehrt, es sei ein heiliger und ruhmvoller Glaube — wie konnten die Völker wissen, daß es unsinnig und teuflisch sei?

Folle-Farine saß auf dem feuchten Heu unter dem zerbrochenen Dache und blickte nach der offenen Thüre.

Die Kinder schliefen noch. Das älteste hatte sich im Schlafe umgedreht, ihre Hand erfaßt und hielt sie noch. Sie saß ganz still und horchte, ob sie keine Fußtritte höre.

Der Schnee wurde vom Winde in dichten Wolken getrieben; die dichten Morgennebel hoben sich von den umliegenden Feldern; an den Zweigen hingen lange Eiszapfen; von der Wiese dicht dabei vernahm man unaufhörlich die Klagetöne von Flan-²drin's Vieh, das, von seinem Herrn verlassen, in einem Holzschuppen hungerte.

Sie hörte es von einer entfernten Klosterglocke sechs Uhr schlagen: Niemand kam. Doch sie hatte beschlossen, die Kinder nicht allein zu lassen, wenn auch Flamma kommen sollte und sie hier finden, und schlagen sollte, weil sie nicht bei ihrer Arbeit war. So saß sie still und wartete.

Nach einer Weile hörte sie das Knirschen und Knattern vieler Fußtritte auf dem festen Schnee und den gefrorenen Geleisen auf dem schmalen Wege, sie hörte ein wirres Durcheinander heftiger Stimmen, die barsch durch die Stille des Wintermorgens drangen.

Es war heller geworden, und sie sah durch die Thür die kleine aufgeregte Menge böser Gesichter, als die Frauen, Flandrin in der Mitte, den Hügel herab vorwärts drängten.

Sie stand auf und blickte ruhig nach ihnen hin.

Eine Minute hielten sie inne — unentschlossen, stumm, verduzt: bei ihrem Anblicke erschrafen sie, und fühlten dunkel, daß sie ein Verbrechen an ihr begehen wollten.

Flandrins Frau fand zuerst die Sprache wieder und forderte die Andern zum Angriffe auf.

„Was!“ rief sie, „neun gute Christen sollten sich vor einer Tochter des Teufels fürchten? Pfui! Schämt Euch! Sehet, ich habe den bleiernen Peter um den Hals! ist er nicht jederzeit stärker als sie?“

So dazu gereizt und zugleich beschützt, kamen sie im nächsten

Augenblicke durch die Thür, stellten sich dicht zu ihr auf den Lehmboden am Herde und blickten neugierig auf den armen todten Körper am Herde, dessen Feuer schon den ganzen scharfen Winter hindurch verlöscht war.

Sie stellten sich mit wüthenden, athemlosen Geberden um sie, drohten ihr mit den Stöcken und überhäuften sie in einem Athem mit den verschiedensten Beschuldigungen. Flandrin hielt sich Anfangs fern, stand einfältig auf der Thürschwelle und wünschte, er hätte seiner lieben Frau und seinen Nachbarn kein Wort von Manon Dax' Tode gesagt.

„Du triffst die arme Heilige und hast sie im Schnee mit Deinen Hexereien getödtet!“ schrie die Eine.

„Du hast das arme, kleine Kind erstickt!“ rief eine Andere.

„Eine so gute Frau!“ kreischte eine Dritte, „die gut und fromm war und noch Tags zuvor zu ihrem Gotte betete, ich habe sie selbst zu uns herüberkommen und an unserem Brunnen Wasser holen sehen!“

„Du hast es wie mit dem armen, kleinen Remy gemacht, der durch Dich sein Lebelang lahm bleiben wird,“ zischelte eine Vierte. „Du taugst nicht für's Leben; Du speiest Gift wie eine Kröte.“

„Seid Ihr munter, meine Engel?“ sagte eine Fünfte und weckte die drei Kinder unsanft, daß sie zu weinen anfangen.

„Lebt Ihr noch, nachdem die Heze Euch angeblickt hat? Das ist ein Wunder! Die Heiligen seien gelobt.“

Einen Augenblick stand Fosse-Farine aufrecht und stumm vor ihnen, sie verstand nicht, warum sie einstimmig über sie herfielen. Mit ernster, würdiger Miene, wie sie ihr von der alten, orientalischen Race angeboren war, wies sie auf die Körper am Herde.

„Sie war kalt und hungrig,“ jagte sie kurz, und ihr weicher Accent milderte und verschönerte den Provinzaldialekt, den sie von denen, zwischen welchen sie lebte, gelernt hatte. „Sie war gefallen und lag im Sterben. Ich brachte sie her. Das kleine Kind war vom Schnee getödtet. Ich blieb bei den anderen, weil sie allein waren und sich fürchteten. Weiter ist nichts zu erzählen. Was nun?“

„Du thätest besser, fortzugehen. Was kannst Du beweisen?“ flüsterte Flandrin seiner Frau zu.

Es ward ihm bange vor dem Aufruhr, den er veranlaßt, und gern wieder besänftigt hätte. Aber das überstieg seine Macht. Die Frauen waren nicht an einem Wintermorgen im heulenden Sturme eine halbe Meile weit hergekommen, um sich an einem Wohlthätigkeitsakte und ohne die beabsichtigte Rache genügen zu lassen und heimzukehren.

Sie zifchten, sie schriehen und ließen ihre Wuth an ihr aus, sie beschuldigten sie tausenderlei Verbrechen, ein Lärm wie von

tausend Stimmen erfüllte die Hütte; wuthschraubend spieen sie sie an und schlugen sie mit ihren Stöcken; und sie stand ruhig, blickte einmal auf sie, einmal auf das alte, todte Gesicht von Manon Day, das nach aufwärts in dem matten Lichte lag.

Der älteste Knabe entwand sich der Bäuerin, die ihn erfaßt hatte, und streckte seine Arme der, die ihm zu essen gegeben hatte, und deren Hand er in seinem unruhigen Schlase die lange, trübe Nacht hindurch gefaßt gehalten hatte, entgegen.

Mit einem Schrei bedeckte die Frau seine Augen.

„Ah —!“ stöhnte sie, „seht, wie das unschuldige Kind behert ist! Es ist furchtbar!“

„Sieh hierher, — teuflisches Geschöpf!“ schrie Flandrins Weib und hob ihren bleiernen Peter in die Höhe. „Dieses Heiligenbild wagst Du nicht anzusehen. Seht, seht Alle — wie sie sich krümmt und bleich wird!“

Betroffen, daß das Kind nach ihr verlangte, wick Follé-Farine ein wenig zurück. Es war das erste Zeichen der Zuneigung, das sie je von einem menschlichen Wesen empfangen hatte. ? *Frucht - Manon*

Sie lachte laut auf, als man ihr Peters Bildniß unter die Augen hielt. Sie sah, es war ein werthgehaltenes Symbol oder ein Heiliger ihres Glaubens. Sie streckte ihre Hand darnach aus, faßte es, trat darauf und stieß es über die Schwelle

in den Schnee, in dem es versank und verschwand. Dann kreuzte sie ihre Arme und wartete, was kommen werde.

Ein Schrei über diese Gotteslästerung, dieses ruchlose Verfahren: — dann stürmten sie auf sie los.

Mit aller Wuth, wie sie nur die niedrigste Furcht, der frömmelnde Haß in den niedrigsten, rohesten Gemüthern erzeugen kann, kamen sie auf sie zu. Es waren kräftige, rohe, unwissende, fanatische Bauern, die sie haßten, die keines ihrer Kinder in ihren Betten für sicher hielten, so lange sie draußen umherging. Gegen solche Frauen, in Zorn und Wuth, sind Tiger und Hyänen wie die Lämmer und Tauben.

Wüthend fielen sie über sie her, schleuderten sie herum, traten sie, schlugen sie, stießen sie mit ihren Holzschuhen, mit der boshaften Wuth eines weiblichen Thieres, das für der Seinen und seine eigene Sicherheit kämpft.

Obgleich sie stark, flink und voller Wuth war, hatte sie doch keine Gewalt über diese Menge, die sich auf sie geworfen, in vereinter Kraft sie zurückgeschleudert hatte, und sie festhielt, um ihr das Schlimmste anzuthun.

Sie konnte sich nicht frei machen, ihre Schläge zurückzugeben, noch sich erheben, mit ihnen zu ringen. Sie konnte ihnen nur die Freude, ihr einen einzigen Schrei zu expressen, versagen, und das that sie.

Sie war stumm, als die rauhen Hände sie faßten, die

Stöße sich über ihr schwingen, sie mit Füßen gestoßen und ihr die langen Haare ausgerissen wurden, sie gezaust und getreten wurde — sie gab keinen Laut von sich.

„Stecht sie in die Brust und seht, ob der Teufel noch in ihr ist. Ich habe sagen hören, daß das der beste Weg ist, eine Hexe auf die Probe zu stellen!“ schrie Flandrins Weib und krümmte sich vor Wuth über die Beleidigung, die Petrus angethan war.

Es bedurfte keiner zweiten Aufforderung; sie hatten sie schon am Boden in ihrer Mitte lang hingestreckt, und ein Duzend hitziger Hände hatten sie fester gefaßt, ihr die Kleider von der Brust gezogen und suchten mit gierigen Augen nach einem Zeichen der Hölle.

Die weiche Haut von schöner, matter Farbe ohne Fleck und ohne Makel spottete ihrer.

„Was thut's, was thut's?“ zischte Rosa Flandrin. „Glaubt Ihr, unsere Väter hörten, als sie in vergangenen Zeiten nach Hexen jagten, darum auf? Laßt sie zur Uder und Ihr werdet sehen.“

Sie zog einen alten rostigen Nagel aus der Mauer und beugte sich über ihre Beute.

„Das ist der einzige Säugling, der je an Dir saugen wird!“ rief sie mit lautem Gelächter, als der Nagel sie über dem Herzen blutig gestochen hatte.

Noch stieß Folle-Farine keinen Laut aus, bat nicht um Gnade.

Sie war machtlos; ohne Vertheidigung lag sie inmitten ihrer Quäler auf dem Rücken, mit Fußtritten und geballten Fäusten festgehalten; sie konnte nicht widerstehen, sie konnte kein Glied rühren, und doch schwieg sie still, und blickte mit ihren stolzen Augen unverzagt auf die haßerfüllten, über sie gebeugten Gesichter.

Ihre Muskeln und Nerven erbeben, wie in gewaltigem Schmerz, ihre Brust hob sich von der unwürdigen Qual, ihr Herz war unruhig, gleich einem verwundeten Vogel, — nicht aus physischem Schmerz, aber vor Scham bei den Blicken dieser Frauen, über die schmachvolle, rücksichtslose Verührung. Das Eisen drang tiefer, aber zum Sprechen konnte sie sie nicht zwingen.

Außer den Augen, die mit düsterem Feuer um sich blickten und nach einem Weg zur Flucht suchten, hätte sie einer Statue von Olivenholz geglichen, die Wüstlinge zu einem Freudenfeuer herabgerissen hatten.

„Und wenn man ihr den Nagel in den Kopf stieße, sie würde es nicht fühlen!“ schrien die Frauen in höchster Wuth und wollten sie auf diese äußerste Probe stellen.

Plötzlich erhob Flandrin in der Thür ein Geschrei:

„Da kommt unser Notar auf seinem Maulthiere! Still!

Kommt schnell heraus. Ihr wißt, wie streng er ist, und wie er uns immer verbietet, nicht auf eigene Hand zu Gericht zu gehen. Flink — wenn Ihr Euer Leben liebt — flink!“

Die Frauen ließen ihre Beute los, verstreuten sich und flohen, denn der Notar, ein strenger, aber rechtlicher Mann, war ihnen ein gefürchteter Name.

Sie nahmen die Kinder, schlossen die Thür hinter sich und gingen die Straße bergab; die Kinder jammerten und das älteste versuchte loszukommen und zurückzugehen.

Die Frauen gingen mit gesenkten Köpfen und trösteten die Kleinen; Flandrin ging zu seinem Vieh auf die Wiese.[?]

„Was giebt's?“ fragte der alte weißhaarige Notar, und hielt beim Anblick der kleinen Kavalkade sein graues Liebungs-thier an.

Weinend erzählten ihm die Frauen, daß Manon Day todt sei, und das jüngste Kind auch — von der Kälte in der Nacht, wie sie glaubten. Weiter wagten sie nichts zu sagen, denn er hatte ihnen oft ihren Mangel an Mildthätigkeit, ihre bigotten Grausamkeiten, ihren Aberglauben zum Vorwurfe gemacht, und sie zitterten vor Angst, daß er zufällig in die Hütte treten und ihr Werk sehen könnte.

„Flandrin, als er zu seiner Ruh ging, sah sie zuerst, und er kam, es uns zu erzählen,“ fügten sie, sich inbrünstig bekreuzigend, hinzu und beschwichtigten den kleinen Bernhard, der

fort und wieder zurück wollte; „wir wollen die armen, kleinen Dinger zu uns bringen, ihnen zu essen geben und sie am Ofen wärmen, dann kommen wir zurück und besorgen alles, was für die liebe Todte da drinnen nöthig ist.“

„Das ist recht, — Das ist gut und freundschaftlich von Euch,“ sagte der Notar, der sie Alle gern mochte; er hatte sie Alle verheirathet, die Geburten ihrer Kinder eingetragen, und obgleich streng, war er doch ein guter, freundlicher, sehr achtbarer, alter Mann.

Er seinerseits versprach, dafür zu sorgen, daß Alles, was Gesetz und Kirche verlangten, für ihre alte Nachbarin, die sie verloren, geschehe, und dann trieb er sein fettes Maulthier an, denn er war an diesem frühen Wintermorgen an eines reichen Mannes Krankenbett berufen worden, und war eilig, damit ihm der Priester nicht zuvorkomme.

„Wie liebreich die Armen gegen die Armen sind! Diese Leute haben für sich selbst nicht Brod genug, und dochbürden sie sich noch drei fremde Mäuler auf. Ihre Herzen müssen im Grunde doch wahr sein, wenn auch ihre Zungen zuweilen böse sind,“ dachte er, als er mit seinem Maulthier durch den Nebel ritt.

Die Frauen schritten vorwärts, trugen und zogen die Kinder in mürrischer Ungeduld mit sich.

„Daß wir diesen Teufel von Yprés verlassen mußten!“

murrten sie zwischen den Zähnen. „Nun, Eins ist gut; tagelang wird sie die Wunde nicht überwinden können. Wochenlang werden ihre Glieder steif bleiben. Das wird sie lehren, ehrliche Leute zu verschonen.“

„Willst Du Ruhe halten, Du kleines Thier!“ schrie Flandrins Frau und stieß den kleinen Bernhard vor sich her. „Ich sage Dir, halt Ruhe, oder ich stecke Dich mit Deiner alten Ur-Großmutter zusammen in einen schwarzen Kasten in ein Loch in die Erde.“

Aber Bernhard weinte laut, und wollte weder getröstet noch durch Schrecken zur Ruhe gebracht werden. Er war alt genug, um zu wissen, daß das alte, gute, runzlige, braune Gesicht sich des Morgens bei seinem Erwachen nicht mehr über ihn beugen, noch die alte, freundliche, zitternde Stimme ihm in der Dämmerung beim hellen Holzfeuer feine Balladen und Wiegenlieder mehr vorbrummen werde.

Langsam schritten die Frauen mit den Kindern in den Armen den schlüpfrigen Abhang, der halb noch Eis, halb gethaut war, hinab, und kamen in ihr eigenes Dorf, wo sie für ihren Muth und ihre Mildthätigkeit gelobt wurden.

Sie und ihre Nachbarn plapperten den ganzen Tag lang laut von ihrer Güte und ihren großen Thaten; sie hatten das Gefühl der Heiligkeit des Märtyrertums und die Glorie des Sieges zugleich. Es ist wahr, sie hatten alle ihre Haus- und

? Feldarbeit halbfertig liegen lassen; — „aber der heilige Peter werde sie seiner Zeit schon fertig machen, und sich für die ihm zugesügte Beleidigung rächen,“ dachte Flandrins Frau, sorgte sich über den verlorenen Petrus und ohrfeigte den kleinen Bernhard, der sich bei ihr in einer Kaminecke verkrochen hatte, damit er zu weinen aufhöre!

Als sie Mittags mit ihren Priestern wieder zurück in Manon Day' Hütte gingen, um sie für das Begräbniß fertig zu machen, zitterten sie innerlich, daß sie ihr Opfer noch dort finden würden, und es sie beschuldigen könnte. Das Herz wurde ihnen schwer. Ihr Priester, eines Schuhlickers Sohn, der, außer ein paar Brocken schlechten Lateins, die er plappern konnte, eben so unwissend, wie sie selbst, war, wußten sie, werde auf ihrer Seite sein; aber sie wußten auch, daß sie sich in ihrer Wuth zu Thaten hatten hinreißen lassen, denen ihre Nachbarn wohl leicht beistimmten, die das Gesetz aber nicht so leicht rechtfertigte.

„Denn das Gesetz ist zu gut,“ sagte Rosa Flandrin, „und nimmt Partei für alle Arten böse Creaturen. Es beschützt Schurken, Räuber, Ochsen, Hunde, Hexen, Teufel — kurz Alles, — außer dann und wann eine ehrliche Frau.“

Aber ihre Furcht war grundlos; Fosse-Farine war gegangen; als sie die Hütte betraten, war Niemand, als die leb-

losen, verhungerten Körper der alten Großmutter und des einjährigen Kindes darin.

Als Folle=Farine die Thür hatte schließen hören und die Schritte ihrer Peiniger draußen verhallen hörte, hatte sie sich mehrmals vergebens bemüht, sich vom Boden zu erheben, aber sie vermochte es nicht.

Sie war so heftig angegriffen, niedergerissen und getreten worden, daß ihr Hirn im ersten Augenblicke der harten Verfolgung geschwächt, und ihr die Sinne geschwunden waren.

Als sie sich langsam auf ihre Füße erhob, und das Blut aus der Brust, wo der Nagel eingedrungen war, tropfen sah, verstand sie, was mit ihr geschehen war; ihr Gesicht wurde wild und düster, ihre Augen böse und wollüstig,[?] wie die eines wilden Thieres, das sich verwundet von seinem Lager erhebt.

Die Wunde kümmerte sie nicht; aber die Schande der Niederlage und Beleidigung ward ihr gleich Wespenstichen.

Eine Weile stand sie und betrachtete das todte Gesicht der Frau, der sie geholfen.

„Ich wollte Euch helfen,“ dachte sie. „Ich war eine Thörin. Ich hätte wissen sollen, wie sie eine jede gute That bezahlen.“

Sie war nicht überrascht; ihr Geist war von langem Mißhandeln zu sehr geschwächt worden, als daß sie sich über die Behandlung, mit der man sie bezahlte, gewundert hätte.

Sie haßte sie mit dem stummen unbeugsamen Hasse ihrer

Race, sich selbst aber mehr, daß sie sich des Kummers und Elends eines menschlichen Wesens erbarmt hatte; und mehr noch, weil sie nicht bewaffnet und auf ihrer Hut gewesen war, und geduldet hatte, daß sie die Oberhand gewonnen hatten und ihrer Rache entschlüpft waren.

„Ich werde nie wieder ohne Messer im Gürtel ausgehen,“ dachte sie, — das war die Lehre, die ihre Wohlthätigkeit ihr gegeben hatte. —

„Sie log noch in ihrem letzten Athemzuge,“ dachte Folle-Farine. „Sie sagte, Gott sei gut!“

Sie konnte sich auf ihrem Heimwege kaum aufrecht halten; alle ihre Glieder waren steif und schmerzten sie. Die Wunde in der Brust war kaum tiefer als die Haut, und doch schmerzte und blutete sie noch. Der Kopf war ihr schwer, und ihre Ohren waren von der Gewalt, mit der man sie rückwärts zu Boden geschleudert hatte, von einem seltsamen Brausen erfüllt.

Wie einst Phratos ihr, so hatte sie den Kindern ihr Schaf-fell gegeben, und eine der Bäuerinnen hatte das jüngste darin fortgetragen. Die scharfe, durchdringende Kälte machte ihr das Blut erstarren, als sie durch die Pappelallee, an den weißen Brombeersträuchern, durch das Gehölz und die Ebenen zurück zur Mühle ging.

Die Sonne war aufgegangen, aber vom Nebel verdunkelt, warf sie nur einzelne mattrothe Strahlen in das Gehölz.

Es war ein bitterkalter Morgen, und obgleich der Wind sich etwas gelegt hatte, war er doch immer noch scharf, und trieb den Schnee zuweilen in dichten Wolken über die Felder. Sie kam nur langsam vorwärts, sie blieb an den Dornen hängen; der Schnee blendete sie und die Eiszapfen zerrissen ihre nackten Füße.

Trübe sann sie darüber nach, warum sie lebe. Der Teufel, meinte sie, müsse sie aus Hohn und Grausamkeit gemacht, und dann zum Spielball einer jeden Kreatur, die ihn brauchen könne, in die Welt gestoßen haben.

Der Gedanke, daß sie ihrem Leben ein Ende machen könne, kam ihr nie; ihr Verstand war nicht rege genug, um zu sehen, daß sie, sobald ein Teich im Walde tief genug wäre, sie in einer kühlen Sommernacht unter seinen grünen Gräsern und Lilienblättern zu begraben, des Lebens Last keine Stunde länger hätte zu tragen brauchen. Ja, — daß sie sich nur unter einen der schneebedeckten Bäume, zwischen denen sie ging, niederzulegen brauchte, und den Schlaf, der so schwer auf ihre Augenlider drückte, traum- und schmerzlos kommen zu lassen, und Alles wäre für sie zu Ende gewesen.

Sie wußte es nicht, — und hätte sie es gewußt — so traurig ihre Existenz auch war, der Tod würde sie nicht gelockt haben. Sie sah, daß der Todte hingefunken war und seine Arme nicht mehr zum Schläge erheben konnte — ein Wechsel, der ihr

nicht Rache in die Hand gab, konnte für sie weder Hülfe noch Zuflucht sein. Der Wechsel, den sie brauchte, war zu leben, und nicht zu sterben.

Mit ermüdender, schmerzvoller Anstrengung schleppte sie sich, hungrig, lahm, blutend, kalt und elend, mit brennenden Augen und fieberheißem Kopf und Händen, durch Ebenen und Felder heim.

Sie nahm ihren Weg durch den Mühlhof und begann ihre Morgenarbeit; zog für Vieh und Haus Wasser aus dem Brunnen und lehrte den alten, großen Hof, um den die Schuppen und Vorrathshäuser hinliefen.

Sie dachte nicht daran, um Nahrung oder Mitleid, um Theilnahme oder Erlaß der Arbeit zu bitten; aber zum ersten Male, seit Phratos sie hierher gebracht hatte, war ihre Körperkraft und Energie überwältigt worden.

Sie war krank und elend; ihre Hand glitt von dem Haspelgriff und sie sank matt auf den Steinrand des Brunnens nieder, und stützte ihren Kopf auf die Hände.

Der Hund kam und leckte sie zärtlich. Die Tauben verließen ihr Futter, das man ihnen in den Schnee gestreut hatte, und umflatterten lieblosend ihren Kopf. Die magere Katze kam, und rieb schnurrend ihren Kopf an ihr. Frau Pittschku sah sie, und rief ihrem Herrn aus dem Fenster zu: „Flamma, da ist

Deine Herumstreicherin, welche die ganze Nacht nicht zu Bett gewesen ist."

Der alte Mann hörte sie und kam aus der Mühle an den Brunnen im Hofe.

„Wo bist Du gewesen?“ fragte er sie barsch. „Pitschau sagt, Du seiest die ganze Nacht nicht zu Bett gewesen. Ist das wahr?“

Folle-Farine hob langsam ihren Kopf mit einem stumpfen Schmerz in ihren Augen.

„Ja, es ist wahr,“ sagte sie schüchtern.

„Und wo bist Du denn gewesen?“ fragte er zähneknirschend, wüthend, daß seine Dienerin scharfsichtiger als er gewesen war.

Etwas von ihrer alten herausfordernden Unerfrodenheit glänzte durch die Mattigkeit und den Stumpfsinn auf ihrem Gesichte, als sie ihm mit Anstrengung in kurzen Sätzen antwortete.

„Ich ging Manon Dax nach, um ihr mein Abendbrod zu geben. Sie starb unterwegs, und ich trug sie heim. Das jüngste Kind war auch todt. Ich blieb dort, weil die Kinder allein waren, und rief Flandrin und sagte es ihm; er kam mit seiner Frau und Anderen, und sie sagten, ich hätte die alte Dax getödtet; und fielen über mich her und schlugen und stachen mich und sagten, ich sei eine Hexe. Es ist weiter nichts. Aber es verspätete mich.“

In ihrem in die Höhe gerichteten Blicke, selbst in der Kürze ihrer Worte lag unwissentlich der Schimmer einer Bitte, eine schwache Hoffnung, daß sie vielleicht dieses einzige Mal, statt Strafe und Verachtung, Beifall und Theilnahme finden werde. Sie hatte nie ein freundliches, noch je ein Wort des Mitleids von ihm vernommen, und doch hoffte sie in ihrem Herzen, daß er nur dieses Mal ihre Verfolger verdammen und ihr verzeihen möge.

Wie alle Hoffnung, die sie gehegt, seit sich ihr das Mühlhaus erschlossen hatte, war auch diese eine vergebene gewesen.

Flamma biß die Zähne nur noch fester aufeinander. In seinem Innern schämte er sich fast seiner Weigerung der alten Nachbarin gegenüber, und fast fürchtete er, daß er das Wohlwollen des lieben Himmels, der so gütig gewesen war, ihn zu bereichern, und ein für ihn so günstiges Jahr der Noth geschickt hatte, verlieren könne.

Der Gedanke, daß der Sproß der Sünde da Mitleid und Erbarmen gehabt, wo er hatte Mangel leiden lassen, machte ihn wüthend.

Er blickte sie an und sah voll boshafter Freude, daß sie braun und blau von Beulen, und das Leinen, das sie über der Brust zusammenhielt, mit Blut besleckt war.

„Flandrin und seine Frau sind fromme, ehrliche Leute,“ gab er ihr zur Antwort. „Sie haben Recht, eine Dirne, die

sich des Nachts herumtreibt, so zu behandeln, und ihren Lügen von angeblichen Almosen, von denen sie erzählt, um ihre Laster vor ihnen zu verbergen, keinen Glauben schenken. Ich bin ihnen dankbar, daß sie das für mich thaten. Sie mögen Dich als eine Hexe stechen; sie werden aber nie tief genug eindringen, um das Maal des Teufels aus Deiner Brust zu schneiden. Jetzt steh auf und arbeite, oder es soll Dir schlecht gehen!"

Sie gehorchte ihm.

Drei Mal fiel sie an dem trüben Wintertage, von den Schmerzen, die sie litt, von Hunger und Kälte überwältigt, besinnungslos auf dem Hofe in den Schnee, oder im Schuppen auf die Diele. Aber sie lag hilflos, bis ihre Jugendkraft sie wieder zur Besinnung brachte. In den Augenblicken nahm außer dem Hunde, der kam und sie mit seiner Wärme und seinen Liebkosungen zu wecken suchte, Niemand von ihrer Ohnmacht Notiz.

Sie arbeitete, so gut sie konnte; weder Flamma noch die Magd sprachen ein Wort mit ihr.

„Meine Frau behandelte Eure Dirne heut' Morgen etwas rauh, lieber Flamma,“ sagte Flandrin, als er ihn Nachmittags unterwegs traf, und fürchtete, den schlaunen, alten Mann, der so viele seiner Nachbarn in Händen hatte, beleidigt zu haben. „Ich hoffe, Ihr nehmt es nicht übel? Das Mädchen brachte

meine Frau in Wuth, — sie bespie ihren Peter und schleuderte das Heiligenbild in einen Graben.“

„Die Frauen thaten Recht,“ sagte Flamma kalt und trieb seine graue Mähre durch den Nebel.

Flandrin wußte nicht, ob er zufrieden oder ärgerlich war.

Claudius Flamma wußte es selbst kaum; er selbst hielt sie für die Ausgeburt der Hölle, und doch war es ihm ärgerlich, daß seine Nachbarn das auch wissen und sagen sollten, ein Teufel sei die einzige Frucht seiner schönen Tochter gewesen, die er, wie sie, so lange für eine Heilige gehalten hatte.

Den nächsten und die folgenden Tage war sie zu krank, um sich zu rühren; sie schlugen und schimpften sie, aber Alles war umsonst, sie konnten sie nicht zum Arbeiten bringen.

Sie mußten sie liegen lassen. Fast vier Tage lang blieb sie, von Fieber verzehrt und mit Schmerzen in jedem Knochen und jeder Muskel, auf ihrem Heulager in der Dachkammer, mit einem Krüge Wasser, aus dem sie unaufhörlich mit der Bier eines kranken Hundes trank, neben sich. Durch Ruhe und ohne Arznei, außer dem kalten Brunnenwasser, erholte sie sich wieder; in den wenigen Stunden, während denen sie in Fieberphantasien lag, hatte sie von nichts, als dem alten Leben in der Liebana und der lieblichen Musik Phratos' geträumt. Mit dem fünften Tage, obgleich noch sehr schwach, erhob sie sich; die

lieblichen, traurigen Weisen der Violine ihres alten Freundes tönten ihr noch in den Ohren.

Der fünfte Tag nach Manon Daz' Tode war der erste des neuen Jahres.

In der Mühle wurde nicht gearbeitet, die Räder standen still, sie waren gehemmt, denn der tiefe Strom war mit Eis bedeckt; es hatte wieder gefroren, und das Land, zwei Fuß hoch mit Schnee bedeckt, war kahl und öde und von den wüthenden Winden zerstört.

Flamma und Pitschu waren in der Küche, als sie eintrat; sie sahen auf, aber keiner von ihnen sprach mit ihr. Obgleich das erste Mal krank, seit sie mit ihr zu thun hatten — rechneten sie es ihr doch zum tausendsten Male als Verbrechen an.

Kein Willkommen war an diesem freudeleeren Platz für sie, wo kaum ein Feuerschein den Herd erhellte, und die Hühner, die sich herein verirrt hatten, traurig und von der Kälte aufgeblasen dasaßen, und die alte Schwarzwälder Uhr in der Ecke von der Kälte stehen geblieben war.

Kein Willkommen war hier für sie — die Wälder, glaubte sie, könnten selbst im Winter nicht so einsam sein, wie dieses freudeleere Haus — und ging hinaus.

Die Sonne schien durch einen Riß der Wolken, und die weißen Dächer, und die eisbedeckten Wasser und bereiften Bäume glitzerten in ihren Strahlen.

Viele todte Vögel lagen auf dem Fußwege.[?] Ihre Hungerzeit kam Claudius Flamma gelegen, sie durch vergiftetes Futter zu locken.

Sie wunderte sich, wo der Hund, der niemals versäumte, sie zu begrüßen, wohl wäre, — eine Strecke weiter sah sie ihn.

Steif und leblos lag er neben der Tanne, die ihm statt Hundehütte diente, am Boden hingestreckt; sein Herr hatte ihm das wenige Stroh, das ihn vor den Stürmen der bitteren Nächte schützte, mißgönnt, und er war ruhig, ohne Murren, wie eine Schildwache, die auf ihrem Posten erschlagen wird, umgekommen — erfroren in hohem Alter, nach einem Leben der Treue, die ihm mit Schlägen bezahlt worden war.

Eine Weile stand sie bei ihm — trockenen Auges, aber blutenden Herzens. Er hatte sie, und sie hatte ihn geliebt, manches Mal hatte sie sich selbst Peitschenschlägen ausgesetzt, um seinen Körper davor zu retten, und manches Mal in früheren Jahren hatte sie sich selbst in Schlaf geschluchzt, ihre Arme um ihn geschlungen, wie um ihren einzigen Freund und einzigen Kameraden in Elend und Gefangenschaft.

Sie bückte sich nieder, küßte ihn sanft auf seine breite, grauhaarige Stirn, zog ihn an einen geschützten Ort und bedeckte ihn zärtlich, damit er nicht den Krähen und Raben überlassen bleibe, bis sie ihn in den Obstgärten, in denen er so gern

herumstrich, in denen er, wie sie, die kurzen Sommerstunden der Freiheit und Muße verbracht hatte, begraben konnte.

Sie erbehte, als sie einen letzten Blick auf ihn warf, und deckte Schnee auf sein Grab unter dem alten, krummen Birnbaume, unter dem er und sie so oft zusammen in dem hohen Grase gegessen hatten, und sich mit der stummen Sympathie, die zwischen Hund und menschlichem Wesen, wenn die zwei allein, allein in der Welt sind, sich lieben und einander vertrauen, bestehen kann, über die knappe Kost und die grausamen Schläge trösteten.

So lange der Hund lebte, hatte sie zwei Freunde gehabt; jetzt, nun dieser auf immer in dem alten, düsteren Obstgarten schlief, blieb ihr nur noch einer.

Sie ging, sich diesen aufzusuchen.

Ihr Herz sehnte sich nach einem freundlichen Blick — nach einem Worte, das weder Haß noch Verachtung war. Selten ließ sie sich von einer solchen Schwäche bewältigen. Unerschrockenes Blut floß in ihr; sie stammte von einem Volke, das Mitleid verachtete, das verstand, hart zu leben und ohne Murren, ohne Klage zu sterben.

Und doch hing sie an dem alten Hunde, der gegen Alle, außer gegen sie, böse war; so hing sie noch an dem alten Marcellin, dessen Name, außer ihr, Allen Schrecken und ein böses Vorzeichen war.

Er war ihr in seiner eigenen rohen, barschen Weise gut; als Ausgestoßene verwandt, liebten sie einander in einer seltsamen, stillen, wilden Art, wie sich im Dickicht des Waldes, wo des Jägers Schritte und des Hundes Fänge gegen Jung wie Alt gerichtet sind, ein einjähriger Wolf und ein alter, grauhaariger Bär lieben mögen.

Seit sechs Tagen hatte sie ihn nicht gesehen. Sie fühlte sich krank, schwach, kalt und einsam. Sie wollte zu ihm in seine Hütte gehen, ein Weilchen an seinem einsamen Herde sitzen und sich seltsame Geschichten aus jener wunderbaren Zeit, als er jung und die Welt von einem tollen, süßen Traume, der sich nie auf Erden verwirklichen sollte, trunken war, erzählen lassen.

Ihr Herz war in wilder Erregung, immer nagte ein heftiger Haß daran.

Sie hatte sich an des Volkes Nichtswürdigkeiten, an die Beschimpfungen der Leute, die bei ihrem Großvater aus- und eingingen, gewöhnt, aber eine jede drang tiefer und tiefer, als die letzte, und ließ eine längere Narbe zurück, und tödtete mehr und mehr den fanfteren und besseren Keim, der sich durch alle die verwildernden Erniedrigungen ihres Lebens erhalten hatte.

Da sie die Beleidigungen von Rosa Flandrin und deren Sippchaft nicht rächen konnte, so schwieg sie, wie das ihre Gewohnheit war, und sagte nichts davon. Nichtsdestoweniger

wurmte es sie und nagte in ihr; — und zuweilen kam ihr der Gedanke — warum nicht eine Flinte und ein wenig Pulver nehmen, und sie Alle, wie sie da in ihren kleinen Löchern am Fuße des Hügels schliefen, in ihren Betten verbrennen?

Sie dachte oft daran, ob sie es thun würde? Sie wußte es selbst nicht.

Es war feige; — doch hatte ein Mann denselben Winter um einer weit geringeren Beleidigung willen eine Farm in Brand gesteckt und Alle, die jene Nacht darin waren, verbrennen lassen. — Warum sollte sie diese nicht auch tödten und verbrennen? Sie hatten ihr niemals Besseres zu thun gelehrt, und wenn sie versucht hatte, Einem von ihnen Gutes zu thun, so waren die Anderen wie über eine Here über sie hergefallen.

Am Nachmittage dieses ersten Tages im Jahre mußte sie, um zu Marcellin zu gelangen, ihr Dörfchen durchschreiten.

Das Dorf lag in seiner Winterumgebung mit seinen dunkeln, runden Dächern geschützt und warm. Sie schritt stolz hindurch, ihre flammenden Augen blickten nach rechts und nach links; aber ihre rechte Hand war in ihrem Gürtel verborgen und hielt den Griff eines Messers fest.

Der kleine Ort und seine größeren Nachbardörfer begingen den ersten Tag eines neuen Jahres stets sehr festlich in ihrer einfachen Weise.

Das schlichte, weiße Crucifix blickte zwischen einer Krone

von Tannenzweigen und vielen Kränzen von rothen Beeren hervor; durch die Fenster, auf denen die Gluth des innen frachenden und flackernden Holzfeuers spielte, konnte sie viele der Bewohner sehen, als sie im Schatten draußen vorüberging.

In einer der Hütten knieten Kinder in einem Kreise um's Feuer und rösteten sich unter hellem Gelächter Kastanien in der Nische. In einer anderen schäkerten sie mit ihrem großen Schäferhunde und schmückten ihn mit Guirlanden von Ephen und Lorbeeren.

In einem kleinen, braunen Zimmer ergöhte sich eine Hochzeitsgesellschaft, in einem andern, dessen Fußboden mit glänzenden Kacheln getäfelt, und dessen Wände mit trockenen Kräutern und Früchten behangen waren, hatte eine alte Matrone ihren Arm um einen lockigen Matrosen, der nur für eine kurze, heitere Stunde heimgekommen war, geschlungen.

In Flandrin's Hause verbreitete ein großer, dampfender Suppentopf angenehmen Wohlgeruch, und die Augen seiner Frau blickten sanft und zärtlich, als sie ihr Jüngstgeborenes beobachtete, wie es mit einem Hanswurst, voll Schellen und bunter Farben, spielte, und auf die Aelteren sah, die sich um einen vergoldeten Jesus von Zucker drängten.

Im Weinladen hielt der Wirth, der sich heute eine Frau genommen hatte, offenes Haus für seine Freunde, er wie sie tanzten, unter Sparren, die mit Tannenzweigen, bunten Bän-

bern und Dellampen, die bei dem heiteren Lärme hin- und hergeweht wurden, nach der Musik eines Horns und einer Geige. Und ringsum lagen die dunkelen, stillen Wälder, in ihrer Mitte erhob sich das Crucifix; und darüber, oben auf dem Hügel, stand die kleine, alte Hütte von Manon Day dunkel und leer.

Sie sah alles Das, als sie, mit der Hand am Messer, hindurchschritt.

„Einen Funken“, dachte sie, mit der bösen Versuchung, die sie beherrschte, spielend, — „einen Funken auf das trockene Dach, und welches Freudenfeuer hätten sie zu ihrem Feste!“

Der Gedanke war ihr so süß.

Ungerechtigkeit hatte sie gierig und wild gemacht.

Sie fühlte das Verlangen, ihnen zu zeigen, was sie wirklich Böses thun konnte, und sie brennen zu sehen, und sie vergeblich schreien zu hören und ihnen dann, wenn die Flammen an ihren Wohnungen züngelten, zu sagen: „Ein ander Mal nehmt Euch in Acht, eine Hexe zu wecken.“

Warum sie es nicht that? Das wußte sie selbst nicht; eine Flinte, und Zunder hatte sie in der Tasche, die ihr an der Seite hing, mit sich gebracht. Es wäre so leicht, wie ein trockenes Blatt zu pflücken gewesen; das wußte sie.

Sie stand still und ließ der Phantasie freien Lauf — sie war ihr furchtbar und süß — so süß, weil sie so furchtbar war.

Wie bald sollte ihre Lust gedämpft werden!

Wie sie so sinnend dastand, und in ihrer Phantasie den rothen Schein, der den friedlichen Platz erleuchten werde, sah, und das Knistern der blassen Flammen, das die Musik und das Lachen und Lärmen der Kinder zum Schweigen bringen werde, hörte, trat eine kleine, dunkle Gestalt, mit einem Heiligenscheine um den Kopf, aus der Dämmerung: es war der kleine Bernhard, und der Heiligenschein der Glanz seiner Locken in dem langsam abnehmenden Lichte.

Er hielt sie am Rocke fest und schluchzte.

„Ich kenne Dich — Du warst neulich Nachts gut zu uns. Die Leute sagen alle, Du seiest böse, aber Du gabst uns zu essen und hieltest meine Hand. Bring' mich zur Großmutter zurück — bring' mich zu ihr!“

Sie war bestürzt und verwirrt.

Dieses Kind hatte sie niemals verhöhnt, aber es hatte geschrien und war voll Schrecken davon gelaufen, und es waren ihm allerhand Geschichten erzählt worden, daß sie eine Hexe sei und ihm Leib und Seele tödten könnte.

„Sie ist todt, Bernhard“, antwortete sie ihm, und ihre Stimme war verwirrt und klang ihr selbst seltsam, als sie zum ersten Male mit einem Kinde sprach, ohne daß man sie verhöhnt oder voll Furcht geflohen hätte.

„Todt! Was ist das?“ schluchzte der Knabe. „Ich weiß,

sie war steif und kalt, und sie legten sie in ein Loch; aber sie würde wieder aufwachen, das weiß ich, wenn sie uns nur hörte. Sie hörte uns stets, wenn sie schlief, und wir in der Nacht schreien, stand auf und kam zu uns. Ach, sage es ihr — bitte, sage es ihr!“

Sie schwieg; sie wußte nicht, was sie ihm antworten sollte, und das Seltsame einer menschlichen Bitte machte sie verwirrt und stumm.

„Warum bist Du hier draußen in der Kälte, Bernhard?“ fragte sie ihn plötzlich, und blickte rückwärts, durch das Fenster in Flandrin's Haus, da konnte sie sehen, wie die Kinder lachten und mit der Puppe mit den goldenen Schellen spielten.

„Sie schlagen mich; sie sagen, ich sei unartig, weil ich nach der Großmutter verlange“, sagte er unter Schluchzen. „Sie schlagen mich oft — ach, wenn sie es wüßte, sie würde aufwachen und kommen. Bitte, sage es ihr. Bernhard will gut sein und sie nie ärgern, wenn sie wiederkommt!“

Seine bittende Stimme erstickte in Thränen.

Sein kleines Leben war schwer gewesen; knappe Kost und nackte Glieder waren sein Theil; und doch war das Leben heiter und voll Freude für ihn gewesen, wenn er sich, wenn seine Großmutter am Waschfaß stand oder den Gemüsegarten jätete, an ihre Kleider hing, oder sie ihm zulächelte, wenn er das erste Gänseblümchen im Jahre brachte, bei jedem Kummer

in ihre offenen Arme flog, von ihren alten Balladen in Schlaf gesungen wurde.

Es war ein kleines, heiteres, frohes, gütiges, köstliches Leben für ihn gewesen, und er beweinte es; und wollte nicht, wie Jene es erwarteten, von dem Anblicke einer goldenen Puppe in eines Anderen Hand, oder einem verzuckerten Jesus in eines Anderen Mund getröstet sein.

Das ist der Trost, wie man ihn Heimathlosen spendet, und sie undankbar nennt, wenn sie nicht damit getröstet sein wollen.

„Ich wollte, ich könnte Dich mit mir nehmen, Bernhard!“ murmelte Folle-Farine mit augenblicklicher Milde, die im Contrast zu ihrem stolzen, wilden Temperament, so ungemein sanft war. „Ich möchte, ich könnte es.“

Einen kurzen Augenblick kam ihr der Gedanke, sich von ihren Fesseln loszureißen, dieses Geschöpf, das so einsam war, wie sie selbst, mit sich zu nehmen, und fortzuwandern in das unbekante Land, das sich rings um sie erstreckte, und von dem sie nicht mehr kannte, als die dunklen Blätter, die am Graben im Schnee wuchsen.

Aber der Gedanke ging unausgesprochen vorüber; sie wußte weder, wohin sie gehen, noch was sie thun sollte.

Ihrer wenigen, ersten Jahre in der Liebana erinnerte sie sich zu dunkel, zu traumartig, als daß sie ihr irgendwie hätten

als Führer dienen können; in ihrer Einbildung erschien ihr die Welt nur eine große, düstere, öde Ebene, in der jede Hand gegen sie, und jedes lebende Wesen ihr feindlich gesinnt sei. Außerdem lag die lange Gewohnheit der Sklaverei wie ein Joch, das zu tief in das Fleisch eingedrungen war, um ohne große Anstrengung herausgerissen zu werden, auf ihr.

Als sie so überlegend dastand, das Kind sich an ihre Kleider fest anklammerte, schrie eine schrille Stimme am Holzstacket vom Misthaufen vor Flandrin's Hause:

„Bernhard! Bernhard! Du kleine Last. Komm herein. Was machst Du draußen im Dunkeln? — Unarten, darauf möchte ich wetten.“

Die Sprechende kam heraus, packte ihn und trug ihn fort, es war die Schwester von Rosa Flandrin, die bei ihnen lebte, und Haus und Kinder in Ordnung hielt.

„Du kleine Bestie!“ stieß sie wüthend heraus. „Wagst Du es, mit der Hege zu sprechen, die Deine Großmutter getödtet hat? Du wirst zu Bett gehen und Schläge bekommen! Gott sei Dank, morgen gehst Du in's Waisenhaus! Du würdest zur Belohnung für all' unsre Wohlthaten an Dir einen schweren Fluch über unser Haus bringen.“

Sie zog ihn hinein und schlug die Thüre zu; sein Schreien drang durch den Lärm und das Gelächter der Flandrin'schen Familie, die um den flitternden Hanswurst, den verzuickerten

Jesus und den Topf, in dem eine fette Gans zum Abendessen briet, versammelt war.

Folle-Farine, mit der Hand auf dem Messer, tauschte eine Weile, dann ging sie weiter durch das Dorf und ließ es mit seinem Bechen und Jubeln in der rothen Gluth der untergehenden Sonne hinter sich.

Sie dachte nicht mehr daran, ihre Hütte in Brand zu stecken; des Kindes Worte hatten sie gerührt und besänftigt. Sie erinnerte sich des langen, geduldigen, bitteren Lebens der alten Frau, die in ihrem zweiundachtzigsten Jahre von Kälte und Hunger gestorben war, und doch sterbend noch gesagt hatte: „Gott ist gut.“

„Wer ist ihr Gott?“ dachte sie. „Sie kümmern sich um ihn, aber er sich nicht um sie, gleichviel, ob sie alt oder jung sind.“ —

Der Weg zu Marcellins Wohnung war lang, aber sie schritt durch die Felder, die im Sommer von den Mohnblumen wie eine rothe Gluth, jetzt aber eine weiße Fläche gefrorenen Wassers waren, muthig vorwärts.

Der Tag war vorüber; der Abend brach an; der Klang unzähliger Glocken aus der Stadt tönte schwach aus der Ferne über den Schnee: Alles war still.

Am Abend des neuen Jahres trugen die Leute stets Sorge, daß die Hunde in ihren Hütten, die Schafe, Schweine, das

Kindvieh und die alten Zugpferde in ihren Ställen, damit sie fröhlich sein könnten, reichlich Futter und ein frisches Lager bekamen.

In der ganzen Gegend ringsum waren nur zwei vergessen worden — die Todten in ihren Gräbern und Tariks Tochter.

Folle-Farine war kalt, hungrig und erschöpft, denn das Fieber hatte sie geschwächt, und die derbe Kost im Mülhause sie bei ihrer Schwäche mit Widerwillen erfüllt.

Aber muthig schritt sie vorwärts.

In Marcellins Hütte, wußte sie, war sie eines Willkommens, eines Lächelns, einer Stimme, die sie freundlich begrüßen, eines Gesichts, das sie ohne Stirnrunzeln anblicken würde, sicher.

Dann galt es ihr gleich, wie der Wind draußen heulte, ob die Leute ihrer und seiner vergessend in ihren Wohnungen fröhlich sein würden: Er und sie würden am Feuer beisammen sitzen, Haß mit Haß, und Spott mit Spott vergelten, und keiner anderen Freude, keines anderen Kameraden bedürfen.

So war es immer gewesen, seit er sie, ein kleines Kind von acht Jahren, das erste Mal bei Sonnenuntergang zwischen den Mohnblumen getroffen hatte. Jeden Neujahrstag hatte sie in seiner Hütte verbracht; in ihrer eigenen, stummen Weise hatten sie einander geliebt, waren dichter zusammengerückt,

und froh dabei gewesen, wenn auch Krug und Schüssel manches Mal leer, und zuweilen selbst der Herd kalt gewesen war. —

Je mehr sie sich dem einzigen Wesen näherte, dem sie je ihre Gedanken gesagt, ohne verspottet, und ihr Leid geklagt hatte, ohne verurtheilt zu werden, um so leichter ward ihr um's Herz.

Seine Hütte stand einsam inmitten der großen Ebenen, dicht an einem Strome.

Gewöhnlich flimmerte ein kleines Licht durch die Spalten im Holzladen, aber heute Abend war Alles dunkel. Seine Hütte erhob sich wie ein düsterer Hügel inmitten der weißen Fläche. Das ferne Glockengeläute, das seltsam durch die dünne scharfe Luft drang, war der einzige Laut.

Sie durchschritt die letzte Wiese, ging gerade auf die Thüre zu, und wollte sie öffnen — sie war verschlossen.

Sie klopfte.

„Oeffnet, Marcellin — öffnet rasch. Ich bin's.“

Es erfolgte keine Antwort.

Sie klopfte stärker und rief wieder.

Da ließen sich schwere Fußtritte von innen vernehmen, ein Streichholz wurde angezündet; ein mattes Licht flimmerte, und eine Stimme, die sie nicht kannte, murmelte schlaftrunken: „Wer ist da?“

„Ich bin's, Marcellin“, antwortete sie. „Es ist nicht Nacht. Ich komme auf eine Stunde zu Euch. Fehlt Euch etwas?“

Die Thüre öffnete sich langsam, eine alte Frau, deren Gesicht ihr fremd war, guckte heraus. Sie hatte auf der Bank am Feuer geschlafen und starrte jetzt einfältig auf die Flamme ihrer eigenen Lampe.

„Sucht ihr den alten Marcellin?“ fragte sie.

„Marcellin, ja — wo ist er?“

„Der ist vor vier Tagen gestorben. — Macht, daß Ihr fortkommt, ich will nicht, daß man hier herumschleicht.“

„Gestorben!“

Folle-Farine stand aufgerichtet; ohne Beben in ihrem Gesicht und Körper, aber ihre Zähne waren fest aufeinandergepreßt, und die schönen, glänzenden Farben ihrer Haut verwandelten sich in eine krankhafte, aschfarbene Blässe.

„Ja, warum nicht?“ brummte die alte Frau. „Die Leute sagten freilich, Gott würde ihn nie sterben lassen, weil er St. Louis getödtet hat; das habe ich aber nie geglaubt. Ich wußte, daß der Teufel nicht länger, als hundert Jahre auf ihn warten würde — den Teufel könnt Ihr nie betrügen und er scheint immer stärker als die Heiligen zu sein. Seid Ihr nicht das Ding von Yprés? macht, daß Ihr fortkommt!“

„Wer seid Ihr? warum seid Ihr hier?“ stieß Folle-Farine

hervor. Ihre rechte Hand hatte den Thürpfosten gefaßt, mit dem rechten Fuße stand sie auf der Schwelle, daß die Thüre nicht geschlossen werden konnte.

„Ich bin eine fromme, ehrliche Frau; — es gereicht mir zur Schande, zu wohnen, wo er wohnte“, zischte sie in lautem Borne. „Einen ganzen Tag habe ich im Freien gestanden, aber was soll man machen, wenn man arm ist, und der Ort Einem umsonst angeboten wird? — es ist geräumig und lustig, und die Priester haben es gereinigt und mit heiligem Wasser besprengt, und ich habe einen Pferdehuf angenagelt und einen St. Johannes in die Ecke gehängt. — Aber macht, daß Ihr von hier wegkommt!“

Folle-Farine stand regungslos.

„Wann starb er und wie?“ fragte sie zwischen den Zähnen.

„In der viertletzten Nacht wurde er todt am Wege auf seinem Steinhaufen gefunden“, antwortete die alte Frau, die sich gern selbst sprechen hörte, obgleich sie die, mit der sie sprach, fürchtete. „Vielleicht ist er verhungert, ich weiß es nicht, oder was wahrscheinlicher, der Teufel wird nicht länger auf ihn haben warten wollen; jedenfalls war er todt — mit dem Hammer in der Hand. Mag Lieben, der mit hölzernen Uhren hausirt, fand ihn. Er blieb die ganze Nacht da liegen; Niemand wollte ihn anrühren. Sie sagen, sie hätten die Maale von des Teufels Klauen an ihm gesehen. Endlich holten sie

einen Mistkarren und fuhren ihn, noch bevor die Sonne aufging, darin fort. Er starb gerade unter der großen heiligen Lampe — es war wie eine Gotteslästerung. Sie haben ihn in das allgemeine Grab gelegt. Ich finde, es ist eine Schande, den Mann, der einen Heiligen erschlug, mit armen, ehrlichen, gottesfürchtigen Leuten, die, wenn sie auch Bettler und Ausgestoßene, doch Christen waren, zusammen in ein Grab zu legen. Macht, daß Ihr fortkommt, Ihr seid so schlecht, wie er. Wenn Ihr ihn braucht, so geht und fragt Euren Vater, den bösen Feind nach ihm — die sind sicher jetzt zusammen.“

Damit zog sie die Thüre zu und verriegelte sie fest von innen.

„Daß der Teufel auch nicht durch die Ritzen sehen kann“, murmelte sie und zog den Docht in der Lampe höher.

Folle-Farine ging über den Schnee zurück; krank, geblindet tappte sie ihren Weg in dem Zwielichte, als wäre es dunkle Nacht.

„Er starb allein — er starb allein“, murmelte sie hundert Male, wie sie in der Dämmerung dahinschlief, und sie wußte, daß ihr eigenes Loos jetzt noch einsamer war. Sie wußte, daß sie jetzt allein, ohne jeden Freund auf Erden sei.

Der Tod auf freier Straße; das Düstere, die Stille, das Taubsein gegen alle Verwünschungen der Menschen; das schmachvolle Begräbniß des Nachts auf einem Mistkarren, zwischen ver-

ächtlichen Blicken und gemurmelten Flüchen; das namenlose Grab in dem allgemeinen Grabe mit Dieben, Bettlern, Räubern und Mördern zusammen; — Alles das, was Anderen so entsetzlich gewesen war, schien ihr so süß, wie in weichem, ungemäßigtem Grase in Schlaf zu sinken, wenn der Mond die Rosenblätter hinabweht, und sie so sanft wie Küsse auf den Schläfer fallen.

Denn sie in ihrer Jugend, in der Fülle ihrer Kraft, in der Blüthe ihrer Schönheit, prächtig wie die Passionsblume in der Sonne, beneidete bitterlich den alten Mann, der von Seinesgleichen gehaßt, beladen mit einer Last von nahezu hundert Jahren, bei seiner Arbeit am Wege gestorben war.

Sein Tod war nicht einsamer, nicht trauriger, als es sein Leben gewesen war, und für allen Hohn, allen Fluch sind die Ohren des Todten taub.

Drittes Buch.

„L'Artiste est un Dieu tombé, qui se souvient du temps, quand il créa un monde.“

Erstes Capitel.

Die Nacht, eine dunkle Frühlingsnacht war gekommen. Der wilde Tag hatte sich nach einem rastlosen Leben stoßweis athmender Stürme und vielen Seufzern durchschauernder Winde in Schlaf geschluchzt.

Die Sonne war gesunken; sie hatte lange blutrothe Streifen über den halben Himmel zurückgelassen.

Eine scharfe, durchdringende Kälte, wie von langsam nahendem Frost, erfüllte die Dunkelheit. Schwere, noch ungetheilte Wolken hingen in dunkler, sternloser Pracht über der Kathedrale und den dichtgedrängten Dächern ringsum.

Ueber die großen, stillen Ebenen, die sich, schwarz von den Furchen des kaum keimenden Kornes, ost- und südwärts erstreckten, wehte der scharfe Wind, und blies den Fluß und die

vielen sich von ihm verzweigenden⁷ Bäche zu Schaum; zerstreute die trockenen Blätter, die noch dicht auf der Erde lagen, legionenweise in alle Winde; brach Nester, die der Wintersturm getrocknet hatte, und verwehte die zarten Blüten der Schneeglöckchen und zeitigen Crocus in alle die kleinen bemoosten Gartenwege.

Der Duft der nassen Gräser, der Waldveilchen, der Bäume, in deren Adern neues Leben erwachte, der feuchten Aeder, die frisch gepflügt worden, wurden von den aufrührerischen Winden zusammengetrieben.

Dann und wann schimmerte das Licht einer Fackel, mit der ein kleiner Bauernknabe einem alten Priester auf seinem Maulthiere heimleuchtete, oder einer Lampe, die vorn an einem Boote hing, das stromabwärts ging, durch die Dunkelheit.

Vom Westen, der noch mit der Röthe der untergehenden Sonne gefärbt war, fiel ein matter Schein durch ein großes, viereckiges Fenster in ein steinernes Gebäude, streifte die matteren Strahlen einer Oellampe und erreichte drinnen die gegenüberliegende Mauer.

Es war eine Steinmauer, düster und glanzlos, wie die eines Gefängnisses; eine Spinne, so farblos wie sie selbst, schleppte ihre krummen haarigen Glieder, von der Feuchtigkeit des Ortes beschwert, langsam darüber hin; es war ein alter Thurm, der auf dem Rasen am linken Flußufer ge-

legen war, von dem das Landvolf seltsame Geschichten erzählte.

Ein Mann beobachtete die Spinne.

Sie kroch auf ihrem mühsamen Wege über den mattrothen Widerschein der roth niederleuchtenden Sonne.

Sie war fett, wohlgenährt, faul und zufrieden; oben hing ihre Heimath von Silberstaub, wo sie sich ergöhte, zu weben, sich zu schwingen, ihre Schätze anzuhäufen.

Sie lebte im Dunkeln, hatte weder Mitleid noch Bedauern, sorgte sich weder um das Tode, das ihre Nahrung war, noch um das Licht draußen, in das sie nie kam; sie spann und gedieh und vermehrte sich.

Sie war ein Sinnbild des Mannes, der weise in seiner Generation ist; des Mannes, den Cato der Aeltere für göttlich hielt; der Mehrzahl und Mittelmäßigkeit, die die Welt beherrschen und deren Früchte genießen.

Dieser Mann wußte, daß es weise war; wußte, daß die, welche so lebten, weise waren: weise, von der einzigen Weisheit erfüllt, die von Menschen geachtet wird.

Er war stets unweise gewesen, darum stand er jetzt mit dürstender Seele und hungerndem Körper, die niedergehende Sonne beobachtend.

Viele Monate hindurch war er halb verhungert gewesen, wie die Wölfe im Winter in seinen eigenen Bergen, in der Sonnenwende. Sieben Tage lang hatte er nur an einer harten

Brodrinde kauen können; seit zwanzig Stunden hatte er auch das nicht mehr gekonnt. Die Schüssel auf seinem Tische war leer, und er hatte nichts, sie wieder zu füllen.

Sicher würde er Jemand gefunden haben, der es für ihn gethan hätte. Er lebte zwischen Armen, und Arme, obgleich schlecht und bitter gegen Reiche, sind gut gegen die Armen. Aber er öffnete weder seine Lippen noch seine Hand. Er grämte sich im Stillen, und seine Lebenskräfte verzehrten sich qualvoll in sich selbst, ohne daß er sich ihren Martern hingab.

Er war ein Wahnsinniger; Cato, der die Frömmigkeit eines Menschen nach dem, was er verdiente, maß, würde ihn für einen Verfluchten gehalten haben, — der Wahnsinn, der verhungert und einer Idee halber schweigt, ist eine Tollheit, von Gott und Welt verachtet. Denn es ist eine fruchtlose Tollheit; außer für die Zukunft. Und wen kümmert die Zukunft, — außer diesen Wahnsinnigen selbst?

Er beobachtete die Spinne.

Er konnte nicht, wie einst ihr Gefährte in der schottischen Erzählung, mit ihr reden. Zu hören, wie dieser Gefangene hörte, mußte der Hörer Hoffnung und ein Königreich haben, — sei es auch nur im Traume.

Dieser Mann aber hatte keine Hoffnung; ein Königreich hatte er, aber nicht in dieser Welt; und in einer Stunde rein

grausamer körperlicher Leiden hat die Erde allein Herrschaft und Kraft und Werth.

Die Spinne kroch über die graue Mauer, über den Schein der verschwundenen Sonne, über die klassischen Gestalten eines Cartons, die in Kreide auf die düstere, holperige Steinfläche gemalt waren.

Nichts hielt sie auf, nichts trieb sie. Sich langsam vorwärts bewegend, erreichte sie endlich ihren Winkel und zog sich eben im Dunkeln, das sie liebte, zusammen, mit ihrem Schwarm Junger um sich; ihre Beute, mit ihren Netzen umstrickt, hielt sie in ihren Zangen.

Auf den sich erhebenden Winden, im Lichte der letzten noch zögernden Sonnenstrahlen kam eine schöne Nachtmotte durch das offene Fenster, von der grausamen Hitze eines Warmhauses in dem Busen irgend einer gebrechlichen, verbannten, tropischen Blume gezeugt.

Dem goldenen Kelche eines gepflückten Crocus, der sterbend auf den Steinen lag, entflohen, schwebte sie auf zitternden Schwingen herein — eine Motte, die für keine Welt als für den Sommernachtsstraum hätte geboren werden sollen.

Eine Gestalt wie Ariel und Oberon, schlank, silbern, purpurn, rosig, mit leuchtenden Augen und Sommerfäden-Schwingen.

Ein Wesen der Waldbäche und blühenden Wälder; der

gelben Kelche der Königskerzen und der weißen Brüste der Wasserlilien, der Mondstrahlen, die sich in die Schatten einer Sommernacht verirrt haben, und Thautropfen, die in den tiefen verschlossenen Herzen der Rosen glänzen. Ein Wesen, die träumerischen Augen eines Poeten zu streifen, oder sich an die Brust eines jungen schlafenden Mädchens zu schmiegen; auf einer Sternschnuppe niederzuschweben und auf einem Lotusblatte zu schlummern.

Ein Wesen, das Venen, die lauschen, mitten in der sanftesten Stille der Wälder und Wasser, von der Welt, wie sie noch jung war, erzählte.

Die Motte flog auf und wiegte sich auf den Blättern des verwelkenden Crocus, dessen mattes Gold sich auf dem grauen Boden verbreitete.

Sie war erschöpft, ihre zarten Flügel fielen schlaff herab; vom Sturme getrieben, feucht von Nebel und starr von Kälte; sie gehörte dem Monde, dem Thau, den Lilien, den Vergiftmeinnicht und der Nacht; und während sie sich noch mit den Sternen und dem Sommer währte, hatte der Winter sie mit scharfem Griffe gefaßt.

Sie lebte vor ihrer Zeit — und glich der menschlichen Seele, die, in der Dunkelheit der Welt geboren, wagt von Licht zu träumen, und, in vergeblichem Suchen nach der Sonne, die niemals aufsteigen wird, fällt, und erbärmlich umkommt.

Sie war so schön in der prächtigen, tropischen Schönheit eines kurzen Lebens. Einen Augenblick blieb sie auf dem Stengel der blassen Blume, dann flog sie, ihre leuchtenden Augen nach dem Lichtpunkte der Lampe gerichtet, aufwärts, breitete ihre durchsichtigen Flügel aus, schwebte zur Flamme, küßte sie, erzitterte und starb.

Ein Häufchen schwarzer Asche fiel an der Flamme herab.

Der Mond wirbelte sie wieder von ihrer Ruhe auf, und trieb sie hinaus in die Nacht, sich mit den sturmgepeitschten Gräsern, den blassen, todten Veilchen, den welken Schneeglöckchen, mit allen vom Frost berührten und vergessenen Dingen zu mischen.

Die Spinne saß oben, sog den Saft der gefesselten Fliegen, lehrt ihrer Brut zu rauben und sich zu nähren; und fühlte sich in Schmutz und Fülle, in sinnlicher Trägheit, in Zunahme ihres Körpers und ihrer Schätze wohl.

Er beobachtete Beides: den Erfolg der Spinne, den Tod der Motte; abgenutzt wie eine Fabel, wie die Fluth des Meeres sich wiederholend; zwei Symbole der Menschheit, des Lebens, das sich von Gier und Gewinn nährt, und des Lebens, das in frommen Wünschen untergeht.

Dann wandte er sich und sah auf die Cartons an der Mauer; große düstere Gestalten, die Kinder seines Genie's, eines Genie's, das die Menschen nicht anerkennen wollten.

Sein Kopf sank herab, seine Hand riß das Hemd von der Brust, die, von den Qualen körperlichen Hungers, deren er spottete, verzehrt, noch weit bitterere Schmerzen als selbst die dieses schleichenden und unedlen Todes, empfand. Er hatte Genie in sich und mußte, wie der Wolf in den amerikanischen Ebenen drüben im Westen, sterben, als der Schnee im Winter alles Nas vor seinen Klauen verbarg.

Es war furchtbar!

Aus Mangel nur einer Brodrinde, an der Bettler in der Stadt in ihren Höhlen nagten; aus Mangel am Schlechtesten, am Gemeinsten — dessen selbst das Thier zur Nahrung brauchte, mußte er sterben.

„J'avais quelque chose là!“ war vielleicht der furchtbarste aller jener verzweifelten Todtenschreie, die die Guillotine des Thermidor den Lippen der Verurtheilten entrang. Denn es war die Verzweiflung des körperlichen Lebens um das geistige, das mit ihm starb.

Schwäche mag es sein, wenn der Mensch, der um des Lebens willen, weil es schön und herrlich, wenig für das Auge und die Sinne ist, am Leben hängt, bei dem drohenden Verluste erzittert. Aber wenn ein Mensch das Leben, obgleich es hart und freudlos, jedes Entzückens bar ist, ungern verliert, weil es ihm die Kraft giebt, Dinge, die, obgleich größer als er,

doch ohne ihn untergehen müßten, zu vollenden, ist die Kraft, ist der Todeskampf eines Prometheus in ihm.

Mit ihm muß sie sterben: diese tiefe dunkle Größe, die sich gegen seinen Willen in seinem Innern regt; diese namenlose, unsägliche Kraft, die ihn zwingt, zu schaffen und zu vollenden; diese Traumbilder, die ihn Welten über sich schauen lassen, die seine Gefährten nicht sehen.

Des Lebens mag er müde sein, des materiellen Lebens voll Spitzfindigkeiten; Leidenschaften, voll Freude und Schmerz; der Küsse, die brennen, der Gelächter, die so hohl erschallen, des Honigs, der sobald zur Galle wird; der aufreibenden Strapazen und des ermüdenden, gesättigten Hungers — der Menschen Theil auf Erden.

Dessen mag er müde sein; aber wenn die Götter ihn angehaucht, und ihm den Wahnsinn gegeben haben, den die Menschen Genie nennen, wird doch das, was in ihm ist, und das, was, wie er weiß — und ohne wilden Gram und Schmerz nicht wissen kann, — erstarren und machtlos werden und in die ewige Nacht, — das Einzige, was die Menschen vom Tode wissen — getrieben und für immer verloren wird, stärker sein, als er selbst. —

So war es jetzt mit diesem Manne.

Für ihn war das Leben aller Freuden bar, voll Entbehrungen, Hunger, Finsterniß, fruchtloser Arbeit und vergebener

Wünsche; und doch, weil er glaubte, zu etwas Größerem geboren zu sein, oder vielmehr, weil er in einer reineren, uneigennützigern Erkenntniß, glaubte, daß es in seiner Macht stehe, das zu schaffen, was, wenn vollbracht — die Menschen nur wider Willen würden untergehen lassen, erfüllte ihn der Gedanke mit Gram, wie die zahnlose Schlange in ihrem Moraste, aus reinem Mangel an Nahrung umzukommen.

Er stand vor den großen, weißen Cartons, auf die seine Seele sich ergossen hatte; Schöpfungen, die in den Schatten des Zimmers nur matt und geisterhaft erschienen, in denen er aber die größten Thaten seines eigenen Erbtheils am Ruhme des weltlichen Reiches sah, — oder wenigstens zu sehen glaubte.

Um sich sorgte er sich nicht; aber um sie -- bitter lächelnd blickte er sie an: „Sie werden das Feuer in einem Backofen damit anzünden, um Die, die meinen Körper in einen Graben werfen, damit zu bezahlen,“ dachte er.

Und doch beherrschte ihn die alte Leidenschaft noch so, daß er mechanisch seiner letzten und liebsten Schöpfung näher trat, die weiße Kreide aufnahm und noch einmal, mit den matten, düstern Strahlen seiner Lampe hinter sich, arbeitete. —

Er liebte sie — sie waren seine einzige Bierde, sein einziger Schatz; in ihnen hatte seine Seele alle ihre Träume und reinen Freuden gesammelt; so lange sein Blick währte, so lange weidete

er sich an ihnen; so lange seine Hand Kraft hatte, strebte er, sie zu berühren, zu lieblosen, zu bereichern.

Selbst in Stunden wie diese, beherrschte ihn die alte, süße Schwärmerei der Kunst.

Der tödtende Zahn langen Fastens nagte an ihm; Feuer schien sein Inneres zu versengen, Kehle und Lungen brannten und waren trocken; und von Zeit zu Zeit faßte seine linke Hand die Knochen der entblößten Brust, als ob sie die Todesqualen, die an ihr nagten, herausreißen wolle. Er wußte, daß Schlimmeres folgen werde, er wußte, daß zehnfache Qualen seiner harrten; daß diese kräftigen Glieder, diese starken Muskeln, seine kernige Männlichkeit nur diesem langsamen, schleichenden, Schritt für Schritt und Tag um Tag sich nähernden Tode weichen würden. Er wußte es, und wußte, daß er nicht auf sich vertrauen könnte, diese höchsten Qualen, ohne einmal seine Stimme zu erheben, die Schande, ihn davon zu befreien, anzurufen, ertragen zu können. Schande — da Befreiung nur Milnthätigkeit sein konnte.

Er wußte es; — er hatte alle Formen des Todes gesehen, er hatte seine Kämpfe studirt und seine Schrecken gemalt.

Er wußte, daß, bevor der Tag graute — ja, vielleicht noch vor Mitternacht, der Todeskampf so groß werden, daß er ihn überwältigen würde; und daß er, um sich vor der Feigheit einer Bitte, der Schande eines erbetenen Almosens zu retten, seine

letzten Kräfte aufbieten mußte, um sich mit fester Hand ein Messer in die Brust zu stoßen. Und doch stand er da, Alles das vergessend, kaum eines Anderen bewußt, als der Leidenschaft, die ihn beherrschte.

Eine zarte Biegung auf eines Mädchens entblößtem Busen, ein runder, weicher Arm einer schlafenden Frau, ein Blätterzweig gegen den mond hellen Himmel, ein breitbeflügelter Vogel, der durch die Schatten der Lüfte schwebt, ein Löwe, der sich erhebt, um sich auf die nackten, weichen, nachlässigen Glieder einer unter Palmen ruhenden Jungfrau zu stürzen: — auf Alles das blickte er und berührte es mit seinem Griffel, und änderte eine Biegung, verstärkte eine Linie mit einem Drucke seines Kreidestiftes.

Sie Alle stürmten auf ihn ein, klagten ihn an; sie waren ihm theuer und unendlich traurig; in ihrer Weiße und ihrer Einsamkeit schienen sie ihm zuzurufen: „Wohin willst Du gehen? Willst Du uns allein lassen?“

Und wie er so stand und sie mit seinen Augen liebte und berührte, und mit seinen inneren Schmerzen, die mit der nahenden Nacht größer und größer wurden, kämpfte, kam eine plötzliche, krankhafte Schwäche von langem Hunger über ihn; von der grabähnlichen Kälte seines ungeheizten Zimmers wurde der Lauf in seinen Adern langsamer und erstarrte; sein Hirn wurde

düster, seine Besinnung schwand. Er wankte, verwundert, wie Menschen im Delirium, ob das wirklich der Tod sei.

Dann fiel er rückwärts besinnungslos zu Boden.

Das letzte Tageslicht erstarb auf der Wand. Der Wind wurde stärker und wehte massenweise welke Blätter durch das offene Fenster. Eine Eule, traurige Rufe im Sturm ausstoßend, kam vorübergeflogen.

Oben, in Schmutz und Dunkelheit, saß die Spinne und saugte das Leben aus ihrer Beute; blickte nieder auf den leblosen Körper am Boden und sagte in ihrem Herzen: „Du Thor!“

Zweites Capitel.

Bei einbrechender Nacht steuerte Folle-Farine einsam den Strom hinab nach dem Mittelpunkte der Stadt, wo die ältesten Gebäude stehen, und wo von allen Seiten die seltsamen, in dunklem Holze geschnitzten Masken von Satyr und Faun, von Drachen und Greif, von Teufel und Märtyrer durch die Dunkelheit sichtbar wurden.

Sie saß in dem plumpen, leeren Marktboot und lenkte das Steuerruder mit ihrem Fuße. ²

Die See wälzte sich stürmisch der Küste zu, sandte des Flusses Fluth mit ungestümem Strome landeinwärts, zu welchem sich sein träger Lauf selten wagte. Die Ruder lagen unbenutzt am Boden des Rahnes; ohne eigene Anstrengung glitt sie sanft, ruhig und träumerisch dahin.

Sie war von einer langen Tagesarbeit zurückgekehrt; sie hatte Bretter auf- und abgeladen und Getreide für ihren Arbeitgeber und seine Leute, an der Werft am Flusse hinter der Stadt, wo sich die kleinen Fischer und Händler, mit ihrem frischen Salzgeruch und ihren braunen, von den ungestümen See-

winden zerknitterten Segeln, mit ihren Getreidebarken und Booten mit Eiern zum Feilschen versammelt hatten.

Ihre Tagesarbeit war gethan, und sie ward dafür belohnt durch den freien, mühelosen Heimweg, durch den Schatten der Wasserstraße, wo hier und da in den hervorragenden Gebäuden eine Laterne an einem Seile hing, oder ein geöffnetes Bogenfenster über einer Gallerie, das düstere, traurige Gesicht eines alten Geschöpfes, im Gebet vor einem Crucifix knieend, oder die goldenen Ohrringe eines lachenden Mädchens, das sich, mit dem ersten zarten, duftenden Weilschen dieses Jahres im Nieder, niederbog, zeigte.

In vielen Wohnungen dieses armen, malerischen Stadttheils wurde mit der kommenden kalten Nacht der rothe Schein von Holzfeuern sichtbar und zeigte durch die Scheiben der Gitter- und Spitzbogenfenster, über die seraphbeschwingte Gestalten schwebten, oder gerüstete Figuren eingegraben waren, die sich auf ihre Schwerter lehnten, manches trauliche Innere.

In einem derselben war eine Gruppe junger Männer und Mädchen, die Holznüsse rösteten; und sobald der Kern die Schale brach, suchten die Liebenden die Mädchen zu küssen; in einem anderen spielten rosige, lockige Kinder Soldaten, mit Säbel und Kürass, den ihr Großvater in der kaiserlichen Armee getragen hatte; in einem andern versuchte ein junges Mädchen ganz allein vor einem seltsamen, ovalen, alterthümlichen

Spiegel ihren Brautkranz auf die schöne Stirn zu drücken, mit heiterem, leisen Lachen, das in einem Schluchzen endete, gab sie ihrem eigenen Bilde sein Lächeln zurück; in einem anderen schätzte ein junger, bärtiger Arbeiter am Herde in Elfenbein, während dessen seine alte Mutter in einem hohen, eichenen Stuhle saß und strickte; in noch einem anderen beugte sich eine fromme Schwester, mit schönem Madonnengesichte, über den kleinen Blumenstock in der Heimath gezogener Schneeglöckchen, und ihre Thränen tropften auf die weißen Blumenköpfchen nieder, indessen der alte Mann, den sie pflegte, schlief, und ihr eine kurze Zeit für ihre eigenen Erinnerungen, ihren eigenen Kummer, ihre eigene Krankheit, die nur des Herzens — nur — und darum hoffnungslos waren.

Alles das sah Folle-Farine, als sie im Dunkeln unten auf dem Wasser in ihrem kleinen Boote vorwärts kam.

Sie beneidete sie nicht, in ihrem Hass gegen sie, verachtete sie sie eher. Obgleich jetzt Sklavin, war sie frei geboren.

Sie beneidete sie so wenig um ihre Heimath, ihren Herd, als sie die Vögel um ihr Futter und Wasser, ihre Gefährten und ihren Gesang hinter den Gittern des verschlossenen Käfigs beneidete.

Und doch fesselten sie sie gewissermaßen. Sie hätte wissen mögen, wie diese Leute empfanden, die lächelten und spannen, aßen und tranken, sich grämten und ergöhten, in Gesundheit

und Krankheit, zu Festen und Begräbnissen immer beisammen, immer zu einem Bande gemeinsamer Menschheit verbunden waren; diese Leute, deren Gott ihnen niemals antwortete; die, daß wußte sie, arm waren, die früh und spät arbeiteten, die hohe Steuern zu zahlen hatten, meist kärglich lebten und doch für das Wenige dankbar und zufrieden zu sein sich bestrebten, und etwas Sonnenschein in ihren dunklen Stunden zu finden, zusammenhielten, und in einer Art froh waren.

Gerade über ihr war das Fenster eines sehr alten Hauses, mit Wappenschildern und Bildhauerarbeiten versehen. Es war der Palast eines Fürstbischofs gewesen, jetzt theilten sich ein halbes Duzend Spitzenweber und Elfenbeinschnitzer in sein Obdach, jede Familie in ihre Zimmer, wie die Bienen in ihre Zellen.

Das Boot glitt unter einem der Fenster, das, wie sie sah, offen stand, vorüber, auf dem breiten Fensterbrett stand eine Porzellan-*schale* mit im Warmhause gezogenen Primeln gefüllt; daneben lag ein mit alten Stichen versehenes, aufgeschlagenes Buch: Stunden der Andacht; ein heller Feuerschein drang nach außen; eine alte Frau saß am Herde und schlief und lächelte in ihren Träumen; neben dem offenen Buche stand ein Mädchen, lehnte in die kalte, feuchte Nacht hinaus und blickte wie spähend nach einem längst erwarteten und dreimal willkommenen Gaste wieder auf die Straße.

Sie war schön anzusehen, mit dunklem Haar unter der hohen, weißen Mütze gedreht, und pfirsichgleichen Wangen und Nacken, hatte sie ihre Arme über dem auf der Brust gekreuzten Tuche in einander verschlungen.

Von ihr ungesehen, stahl sich ein junger Mann durch die Schatten in's Zimmer, trat ungehört hinter sie, beugte seinen Kopf über den ihren und küßte sie, bevor sie wußte, daß er da war. Mit einem leisen, glücklichen Schrei fuhr sie in die Höhe und stieß ihn mit reizender Herausforderung von sich — er zog sie in seine Arme und in das Zimmer; er schloß das Gitterfenster und ließ nur einen matten Schein durch die von Alter und Staub getrübbten Scheiben dringen.

Folle-Farine hatte sie beobachtet; als das Fenster sich schloß, sank ihr Kopf und sie erwachte mit einer traurigen, leidenschaftlichen, ungestümen Verwunderung.

Was war es — diese Liebe, die rings um sie her war, und an der sie doch keinen Theil hatte? Sie gedachte ihrer nur mit der höchsten Verachtung — und doch —

Tiefe Dunkelheit lag auf dem Wasser, ein rauher Wind hatte sich erhoben; die Läden der meisten Häuser der Wasserstraße waren geschlossen, ihre langen, schwarzen Schatten fielen auf die Tiefe, die sie trennte, und sie trafen sich und verdunkelten das Zwielficht.

Der Abend war stürmisch, der Wind blies heftig über den

Fluß; mit der einbrechenden Nacht senkten sich schwere, dicke Nebel, vom Meere her, herab. Das kümmerte sie nicht; stürmisches Wetter war ihr das liebste; sie liebte es, wenn der scharfe Wind ihr zwischen den Haaren rauschte, und sie die Feuchtigkeit des aufgewehten Seeschaums auf ihrem Gesichte spürte; sie liebte die mannigfachen Wolkengebilde und die Melodien der Windstöße, wenn sie über die Ufer und das Schilf trieben. Sie liebte die Wuth und das Schäumen des aufgebrachtten Wassers und die Einsamkeit, die sich rings um sie mit der Dunkelheit vereinigte.

Das Boot bewegte sich fort durch die jetzt stille Stadt; nur ein Licht schimmerte an einer anderen Stelle durch das ungeschlossene Gitterfenster, das rostig und mit Malereien aus dem Renaissancestyle bedeckt war. Es war das Fenster der Gärtnersfrau.

In dieser Jahreszeit konnten weder Steinbrech noch Nelken blühen; aber ein grünblättriger Winterbusch, mit rothen Beeren überschüttet, hatte sie ersetzt, und bildete einen glänzenden Rahmen um die gemalten Scheiben.

Drinne war die schöne Frau; mit einer brennenden Lampe über sich und einem kleinen, ovalen Spiegel davor, trat ihr zarter Kopf aus den dunklen Schatten hervor.

Während sie sich mit beiden Händen ein paar Reihen platter Muscheln, die man ihr vom Meere gebracht hatte, um

den Hals schlang, blickte sie mit einem Lächeln in den Spiegel.

„Wie weich und wie warm und wie froh sie ist!“ dachte Folle-Farine, als sie zu ihr aufblickte — und mit Neid in ihrem Herzen ruderte sie in der Dunkelheit durch das stille Wasser.

Mit jedem Tage wurde sie härter, wilder, schlechter; mehr und mehr einem düsteren, wilden Waldthiere, das jeden Tritt flieht und den Ton jeder Stimme haßt, ähnlich.

Seit jener Nacht, wo sie sie als Hexe mißhandelt hatten, war das Volk grausamer denn je zu ihr gewesen; bittere Namen riefen sie ihr nach, wenn sie vorüberging, und zischten und schrieten hinter ihr her, wenn sie mit ihrem Maulthier durch ihr Dorf kam, oder ihr mit von einer Last Reisholz gebeugtem Rücken auf der Landstraße begegneten; ein- oder zweimal warfen sie sie mit Steinen, und der Zufall allein hatte sie vor weiteren Mißhandlungen gerettet.

Denn in allen Dörfern ringsum war es eine ausgemachte Sache, daß sie die alte Manon Dar getödtet hatte. Flandrin's sagten es, und die waren gute, fromme Leute, die nicht lügen würden.

Jeden trüben Abend, wenn die Bauern durch ihre Hütthüren ihren rothen Gürtel schimmern, oder das Blitzen ihrer Falkenaugen sahen, wenn sie in irgend einem Auftrage ihres

Tyrannen durch den Nebel eilte, bekreuzten sie sich und erzählten sich bei ihrer Schüssel dampfender Kastanien hundert Male die Geschichte ihrer Bosheiten.

Das hatte sie zehnfach verhärtet und sie in düsteren Träumen über eine verzweifelte Rache brüten machen.

Auch Marcellin war von ihr gegangen; sein Leib war von dem ungelöschten Kalk im Graben verzehrt worden, und es gab selbst keine so rauhe Stimme mehr, wie die seine, die ihr einen guten Morgen bot. Er war ein rauher Mann, von dunkeltem Rufe und bitterer Zunge gewesen, aber nach seiner Art und Weise hatte er sie geliebt; er hatte dazu beigetragen, ihren Geist rege zu machen, ihre Hoffnungen zu erwecken; sie aus dem Stumpfsinn der Arbeit, der Lust am Hass und der verderblichen Apathie der Verzweiflung zu reißen. Aber er war todt; und sie, allein, gänzlich sich selbst überlassen.

Sie betrauerte ihn mit leidenschaftlichem Schmerz, der um so verzweifelter war, als kein Laut davon gegen irgend ein Wesen je über ihre Lippen kam.

Fortwährend ging sie an der Straße, an der er einsam gestorben war, an dem Haufen geklopfter Steine, an dem hölzernen Crucifixe, an der hohen Hecke und den Kornfeldern vorüber. Dann stieg ihr das Blut in den Kopf, Thränen erstickten ihre Stimme; sie haßte das Volk, das ihn im Leben gemieden und im Tode verhöhnt und beschimpft und ihm ein Grab gegeben

hatte, wie sie es dem faulen Leichnam eines schädlichen Thieres gaben, mit einem Haffe, der sie verzehrte und bereit war, zur tödtlichen That zu werden.

Es war wirklich nur der verzweifelte Wunsch, zu leben, zu wissen, zu fühlen, umherzustreifen, ja, wenn nöthig, noch zu leiden; aber etwas Anderes zu leiden, als die endlose Arbeit eines Feldochsen und Zugpferdes, etwas Anderes, als die ungerächten Schläge, die den Esel und den Hund für ihre Dienste bezahlten, der sich in ihr regte, als sie auf Rache sann.

Der Wunsch nach Freiheit kam mit der ganzen Kraft und Wuth, die sie von ihres Vaters ungezähmtem, ewig unflättem Stamme geerbt hatte, über sie; — wenn ein Verbrechen sie befreit hätte, sie würde es begangen haben.

Sie war in dem Gefängnisse eines engen und verhassten Geschickes, aus dem sie auf eine Wüste von endlosem Haffe blickte, die sich rings um sie her ohne eine Blüthe der Liebe, ohne eine Quelle der Barmherzigkeit, in ihrer todtenähnlichen Einöde erhob.

Die träumerischen Einbildungen, die fantastischen Bilder, die in früheren Jahren so lebhaft in ihr waren, lebten noch in ihr, obgleich von Unwissenheit verzerrt und Verzweiflung entzündet. Obgleich sie in ihrem ersten stechenden Schmerze um ihn, Marcellin um seine schwererworbene Ruhe, um sein Grab im öffentlichen Stadtgrabe beneidete, wünschte sie sich doch nicht

zu sterben. Sie war zu jung, zu kräftig, zu rastlos, zu ungeduldig und ihr Blut der Wüste und des Waldes war zu heiß.

Was sie brauchte, war zu leben; — zu leben, wie der große Moorvogel, den sie eines Tages mit seinen mächtigen, ausgebreiteten Flügeln in dieser matten, reinen, blauen Luft hatte vorüberfliegen sehen, von dem Niemand wußte, woher er kam, noch wohin er ging; der still und regungslos gegen die Wolken schwebte, dann mit süßem, wilden Liebestone seinen Gefährten rief und ihn, der sich aus den feuchten Schatten am Meere aufhob, erwartete; und dann höher und immer höher mit ihm in die Lüfte aufstieg, westwärts flog, die Lichtgebilde zertheilte und so verschwand; — eine Königin der Winde, eine Tochter der Sonne, ein Wesen der Freiheit, des Sieges, der unermüdblichen Bewegung, des unbeschränkten Raumes, ein Ding des Himmels und der Freiheit.

* * *

Aus Abend wurde Nacht; eine rauhe, kalte, fast winterliche Nacht.

Kein anderer Kahn außer dem ihren, der hoch und sicher ging, war auf dem Flusse. Sie ließ die Lichter der Stadt hinter sich und kam in die Dunkelheit des Landes. Dann und wann schien der Mond einen Augenblick durch den Sturm, hier

und da schimmerte eine Fackel, die ein Wanderer über eine Brücke trug.

Kein anderes Licht war zu sehen.

Die Glocken der Kathedrale läuteten ein Miserere, das schmerzvoll hinter ihr durch die stillen Lüfte klang.

Da stand zwischen ihr und ihrem Dasein nur noch ein Gebäude, ein viereckiger, fester Thurm, der dicht am Strome stand, von dem die Bäume sich viele grauliche Geschichten erzählten. Seine oberen Zimmer wurden von Pächtern, denen es gehörte, als Getreideboden benutzt; die gewölbte Halle ließen sie unbenutzt, theils, weil man wußte, daß sie oft vom Flusse überschwemmt war, theils, weil sie in dem schrecklichen Rufe stand, des Nachts von den Geistern ermordeter Menschen heimgesucht zu werden.

Weder ein Mann noch eine Frau aus der ganzen Umgegend wagten sich nach Einbruch der Nacht hinein; die Muthigsten holten und trugen Korn am hellen Tage hin, das war Alles; und die Bauern ruderten, wenn sie sich verspätet hatten, ihr Marktboot erst vorüber, wenn der Mond aufgegangen war, — dann bewegten sie ihre Ruder mit der einen Hand, mit der anderen bekreuzten sie sich unaufhörlich.

Folle=Farine flößte er keine Angst ein.

Der unbewußte Pantheismus, der seit ihrem ersten Denken in ihr lebte, und die Lehren Phratos' ließen sie in jedem Gras-

halme, der sich vom Thau nährte und am Lichte erfreute, in jedem einfachen Steine, der in einem klaren Bachwasser unter einem Busch Gräser golden hervorblickte, in jedem Strome, der den Hügel entlang dahinhüpfte und lachend in der Sonne glitzerte; in jedem Winde, der klagend über die franke, müde Welt zieht, ein namenloses Geheimniß und eine stets wunderbare Schönheit sehen.

Für ein solches Gemüth kann keine Gestalt, weder bei Tag, noch bei Nacht, noch das Geheimnißvolle des Lebens wie des Todes Schrecken haben; es kann Nichts fürchten, weil jedes geschaffene Wesen ein geistiges Leben und ein ewiges Geheimniß in sich trägt.

Zu beiden Seiten zogen sich Streifen silberner Sandufer, Flächen mit Schilfrohr, und die geraden Stämme der Pappeln geisterhaft in der Dunkelheit hin. Die Fluth rauschte stärker, die Winde bliesen heftiger von Norden, der Rahn schwankte und wurde vom Wasser bespült, bis seine äußersten Enden unter Wasser waren.

Sie stand aufrecht darin und regierte ihn mit aller Kraft; das Einzige, was sie thun konnte, war, ihn in gerader Richtung zu halten und so zu steuern, daß er nicht auf eine Sandbank auffuhr, oder zwischen das Schilf getrieben wurde. Um sich selbst war ihr nicht bange, sie konnte schwimmen wie ein

Schwan, und hätte, zu ihrem eigenen Vergnügen, zu jeder Jahreszeit stundenlang im Wasser zugebracht. Aber sie wußte, daß das Boot Claudius Flamma ein werthrer Schatz war, den zu ersetzen ihm viele schwerverdiente und vielgeliebte Goldstücke gekostet haben würde.

Als sie so, in Dunkelheit und Winden, in dem kleinen, schwankenden Fahrzeuge aufrecht stand, kam sie an dem einsamen Gebäude vorüber. Es stand so dicht am Ufer, daß seine vorderen Mauern, aus Bausteinen und mit festem Grunde, halb hinter dichtem Schilf und Weidengebüsch, das die großen Fenster der von Geistern heimgesuchten Halle streiften, verborgen war. Die untere Hälfte eines der sieben Gitterfenster hatte der Sturm weit aufgerissen; ein großer, viereckiger Fensterflügel, mit eisernem Gitter, von einem matten Mondstrahl beleuchtet, blickte hinaus auf den Fluß.

Plötzlich wurde der Kahn durch einen heftigeren Windstoß und höheres Treiben der Wellen, dicht an die Mauer geschleudert; er verwickelte sich im Schilf und fuhr auf den Sand auf; da, wußte sie, war keine Möglichkeit, ihn wieder flott zu machen, ohne daß sie an's Ufer stieg und ihre volle Kraft anwandte, ihn wieder in den Strom zu stoßen.

Ohne sich lange zu besinnen, sprang sie, ihre Röcke bis an die Knie geschürzt, in's Schilf, bis an die Knöchel

versank sie in den Sand, und stand bis zur Taille im Wasser.

Aber sie war so leicht und ihres Fußes so sicher, wie die Wassermöve, wenn sie auf das verrätherische Moos eines Sumpfes tritt; — auf den durchweichten Sandbänken stehend, warf sie sich mit aller Kraft auf das Boot, machte es los und fließ es wieder in die Fluth zurück.

Sie wollte hinwaten und hineinspringen, bevor der Strom es weiter forttrieb — als eine Gule hinter ihr aus dem offenen Fenster flog. Unwillkürlich drehte sie den Kopf, um zu sehen, woher der Vogel gekommen war.

Sie sah das große, dunkle Biered des offenen Fensters, und in der höhlenartigen Tiefe der gewölbten Halle den Schein einer Lampe. Instinktmäßig hielt sie inne, kam näher und vergaß das Boot.

Die steinernen Brüstungen der sieben Fenster waren mit den höchsten Spitzen des Schilfes und dem Weidengebüsch in gleicher Höhe; darum auch in gleicher Höhe mit ihr. Sie sah gerade hinein; sah, so viel als es ihr das matte, unbestimmte Verschmelzen der Mond- und Lampenstrahlen zeigte, die Höhe und Ausdehnung des von Geistern heimgesuchten Ortes, gewölbt, mit hölzernen und steinernen Pfeilern, trübe und verlassen, wie die Gruft der Kathedrale, wie in einer Ruine flogen Nachtvögel

darin hin und her, und suchten zwischen den Sparren und den Kapitälern der Säulen ihre Nester.

Nicht Furcht, aber eine tiefe Scheu ergriff sie. Das Boot ließ sie unbeachtet ihren Weg treiben und schaute mit starrem Blicke, gleich einem scheuen Reh, hinein.

Bei jeder Tages- und Nachtzeit war sie schon mit Aufträgen ihres Arbeitgebers auf dem Flusse an diesem Getreidethurm vorübergekommen, aber die spukhaften Geschichten der Bauern mit unerschütterlichem Muthe verachtend, hatte sie nicht ein einziges Mal hineingeblickt.

Jetzt, als sie es zum ersten Male that, — glaubte sie, die Todten lebten und wären hier versammelt.

Weisse, wesenlose, zahllose Gestalten hoben sich, alle regungslos, alle schön, alle geräuschlos, mit dem heiteren und doch furchtbaren Reize des Todes, aus dem Dunkel hervor.

In ihrer Mitte brannte eine Lampe, wie das Licht, das Tag und Nacht in den Gräften der morgenländischen Könige brennt.

Ihre Wangen erblaßten, ihr Athem kam und ging, ihr Körper zitterte wie ein Blatt; und doch war sie nicht erschreckt. Die Aufregung der Ueberraschung und des Glaubens trafen das Düstere ihres elenden Lebens. Endlich sah sie eine andere Welt, als die Welt der Plage, in der sie ohne Seufzer und

ohne Hoffnung gearbeitet hatte, wie ein blinder Däse auf dem Felde seine ewigen Kreise in ewiger Dunkelheit tritt, und nur durch Schläge erfährt, wenn es Tag wird.

Sie hatte keine Furcht vor ihnen — diesen, die sie für die Bewohner jener Länder über der Sonne hielt, die nicht grausamer gegen sie sein konnten, als es die Menschen gegen sie gewesen waren. Sie verlangte nach ihnen und sehnte sich, voll Wonne und Ehrfurcht, zu erfahren, ob diese die Abgesandten aus ihres Vaters Reiche seien; ob sie Erbarmen mit ihr haben und sie mit sich nach ihren unsterblichen Wohnungen nehmen würden — gleichviel ob Himmel oder Hölle. —

Es genügte ihr, wenn es nicht die Erde war.

Sie trat auf den Vorsprung über dem Schilse, wiegte sich leicht, wie ein Vogel, und sprang sicher mit flinkem, lautlosem Tritte auf den Flur hinein! — und stand inmitten dieser bezaubernden Welt. Bewegungslos, mit verklärten Augen aufblickend, kaum wagend, hörbar zu athmen, damit sie sie nicht erwecke und von ihnen fortgetrieben werde, stand sie da. Die Flamme der Lampe und das Mondlicht, das von dem wilden, schäumenden Wasser zurückgeworfen wurde, breitete über alle Gestalten ringsum ein seltsames, mattes, düsternes Licht.

„Sicher sind das die Todten“, dachte sie, als sie unter ihnen stand, und schlug die Arme über der Brust übereinander,

um ihr Pochen zu stillen, damit kein Laut Jene ärgern und sie verrathen solle; sie — ein Etwas, schlechter als Staub, — eine Sterbliche, zwischen diesen großen, unsterblichen Gästen.

Die Nebel und Schatten zwischen ihnen und ihren Augen trennten sie, wie ein See von mattem, feinem Dunste, durch die sie weiß und ungreifbar blickten, wie eine Sommerwolke, die sich an einem grauen, stillen Morgen an das Ende der Erde zu lehnen und es zu berühren scheint.

Es waren nur die Schöpfungen aus eines Künstlers klassischem Traume; aber ihr schienen sie sich zu bewegen, zu zittern, zu seufzen, auf sie zu schauen; ihr schienen sie zu leben — mit dem Leben der Luft, der Winde, der Sterne, der Stille und Einsamkeit, und all der unnennbaren Freiheiten des Todes, von dem sie, hungrig, gemieden und verflucht, von ihrem schlaflosen Lager auf den Sternenhimmel blickend, träumte.

Es waren wirklich Todte: Todte aus jener schönen Zeit, als die Welt noch jung war, und die Menschen mit ihren Göttheiten verkehrten, sie liebten und sich nicht vor ihnen fürchteten. Als ihre Götter noch in ihrem täglichen Leben mit ihnen waren, und als noch in jedem Lüftchen, das die See kräuselte, in jeder Wolke, die den Westen verdunkelte, in jedem Bache, der in heiligen Ederwäldern hüpfte und glänzte, in jeder rothen Thymianblüthe, die wild an den Stufen marmorner Tempel

wuchs, der Hauch und Blick der Götter gefühlt und ihr Fußtritt und ihre Stimme gehört wurde.

Es waren wirklich Todte: Todte, die — frühzeitig, so lange die Erde noch jung genug war, sich um ihre heldenmüthigen Leben zu kümmern, sie einzubalsamiren, sich ihrer zu erinnern, und sie des Betrauertwerdens würdig zu erachten, sterbend — körperlich zu Grunde gingen, aber für ewig unsterblich, in den Traditionen der Welt fortlebten.

Von allen Seiten in dem dunkeln Zimmer blickten sie durch den Nebel auf sie hin.

Hier nimmt die silberne Taube von Argos ihren Flug durch den eisernen Schlund der Wogen; hier wandert die weiße Io, rastlos und verbannt, für immer von dem Stachel in ihrem Fleische gequält wie der Mensch von dem Genie in seinem Innern.

Hier spielt der heitere Gott, von Allen im Walde geliebt, im Mondschein auf seiner Aeolsharfe den jungen Hirschen, die zwischen goldenen Beeten von Narcissen und Affodilien zu seinen Füßen liegen. Dort über die dunkle Ebene schreitet die große Demeter; beraubt und kinderlos, befiehlt sie dem Weinstock, leer, und dem Feigenbaume, fruchtlos zu bleiben, und dem Kerne in den gesäeten Furchen, kraftlos zu liegen, sich nicht zu vervielfältigen und die Sichel mit dem reichen Ertrage zu füllen.

Dort tanzten die Frauen von Theben auf Cithaeren in tollen mondlosen Nächten, unter den Cedern im Winde mit aufgelösten Haaren und Busen, die sich durch ihre Nieder von Kehfell hoben und senkten. Dort in Pherae arbeitete der Sonnengott wie ein Sklave; die höchste Arbeit wie das niedrigste; während Hermes neben ihm stand und über das Königthum frohlockte, das seinen Herrscherstab für die Musik aus einem hohlen Rohre hingeben hatte.

Da standen auch die göttlichen Brüder, Hygnos, Oneiros und Thanatos; ihre gebeugten Häupter waren mit Mohnblumen und Mohnkraut, blühenden Farren und Amaranthen geschmückt, an ihre Lippen preßten sie eine weiße Rose, das alte zarte Sinnbild des Schweigens; gleichgestaltet, mit denselben geflügelten Füßen, die so leise traten, daß kein menschliches Ohr ihr Kommen vernahm, die Götter, die am meisten Mitleid mit den Menschen haben, die Götter der Nacht und des Grabes. Ihre Lippen waren stumm, und für sie hatten sie keinen Namen, noch Geschichte, und doch sprachen sie mit bekannten Stimmen zu ihr. Sie kannte sie, sie wußte, daß sie Götter waren und doch noch todt; und in den Augen der Waldgötter, die auf ihren Rohren bliesen, sah sie die Augen Phratos' mit ihrem zärtlichen Lachen und ihrer unbergessenen Liebe auf sie blicken.

Gerade so hatte er vor so langer — langer! — Zeit, bei

Mondschein in den tiefen Wäldern, wenn er den jungen, springenden Rehen, den hüpfenden Bächen, den lauschenden Bäumen, den schlafenden Blumen aufgespielt hatte, geblickt!

Sie hatten ihn einen Ausgestoßenen genannt — und ach! — sie fand ihn einen Gott.

Sie sank auf ihre Knie, verbarg ihr Gesicht in ihren Händen, und weinte — weinte aus Kummer um das für immer verlorene Leben, weinte vor Freude, daß der Tod für immer lebte.

Selten traten Thränen in ihr stolzes, rebellisches Auge; sie hielt sie für Dinge der Schwäche und Schande; in tausend kummervollen Stunden drängte sie sie zurück und biß sich lieber die Lippen bis sie bluteten, als daß Menschen sie hätten weinen sehen sollen und darüber gefrohlocht hätten. — Jetzt hatte die Leidenschaft einmal freien Lauf, sie gab sich ihr hin und ging vorüber; zitternd und blaß erhob sie sich, ihre feuchten Augen blickten trübe in ihrem Glanze, wie Sterne, die durch Regen scheinen. — Furchtsam blickte sie um sich.

Sie fürchtete, daß die Götter, wie Sterbliche es thaten, sich im Zorn gegen sie erheben würden, weil sie wagte, ihres Lebens müde zu sein.

Erst als sie sich erhob, sah sie vor dem kalten Herde den Körper eines Mannes liegen.

Er lag auf dem Steinfußboden lang hingestreckt; auf der entblößten Brust war die rechte Hand fest zusammengeballt, die Glieder lagen vollständig ruhig, der Kopf war von dem weißen Schein des Mondes beleuchtet, das Gesicht war ruhig, farblos und voll Kummer.

In dem trüben, seltsamen Lichte sah er, in seiner leidenschaftlichen Ruhe, seiner beängstigenden Unbeweglichkeit, weiß wie Marmor, kolossal wie eine Statue aus.

Instinktmäßig trat sie näher, athemlos und angelockt beugte sie sich nieder und blickte ihm schärfer in's Gesicht.

Sie hielt ihn, wie die Uebrigen, für einen Gott; aber todt — nicht wie sie todt waren, mit Augen, die sich noch am Lichte der wolkenlosen Sonne ergözten, und mit Lippen, die noch mit heiterem Wohlwollen und ewiger Liebe lächelten — aber todt, wie Sterbliche sterben, ohne Hoffnung, ohne Befreiung, mit erstarrtem Athem auf ihren Lippen und ewig der Last ihrer Sünden und Schmerzen auf ihren Herzen.

Als sie seine Hände erblickte, die auf der Brust geballt waren, als ob sie mit einer letzten Anstrengung das schmerzende Herz aus dem Leibe hätten reißen wollen, sah sie wohl, daß das keine göttliche, sondern eine menschliche Form sei, — wirklich todt, wie die Andern, aber von eines Menschen Hand oder seiner eigenen getödtet, durch Krankheit, oder wie die

Menschen zu sagen lieben: „Das Werk des Himmels“, womit sie die selbstgesäete Frucht ihrer eigenen Fehler und Thorheiten meinten.

Hatten die Götter ihn — einen Sterblichen — wegen seines Eintritts hier erschlagen?

Marcellin hatte ihr in seinen Legenden Aehnliches erzählt.

Er war menschlicher, von menschlicher Schönheit, die, noch weiß und kalt und golden, voll Heiterkeit und Trauer, wie die des Sonnengottes über ihm, ihr, deren Augen nur auf den sonnenverbrannten, gedrückten, mürrischen Gesichtern der Leute in ihrer Umgebung geruht hatten, so seltsam erschien.

Diese Schönheit zog sie an; sie vergaß, daß er ihr gegenüber das Verbrechen beging, zur Menschheit zu gehören, die sie haßte. Er schien ihr wie ein edles Wild, ein glänzender Raubvogel, der, von dem tödtlichen Pfeile eines Geschüßes getroffen, kraft- und sinnlos, selbst in seinem Falle noch voll Würde ist.

„Die Götter erschlugen ihn, weil er wagte, sich ihnen gleich zu stellen,“ dachte sie, „sonst könnte er nicht so schön sein, — er, — nur ein Mensch, und todt?“

Die traumhaften, berauschten Sinne ließen sie Zeit und Gegenwart vergessen. Die Aufregung ihres Hirns und ihrer Nerven ließen ihr die phantastischen Traumgebilde als wahr erscheinen.

Sie selbst war stark; und nicht mehr einsam, seit die Augen der Unsterblichen ihr zugelächelt und ihr ein Willkommen geboten hatten; und sie fühlte ein unendliches Mitleid mit ihm, der, trotz aller seiner Aehnlichkeit mit ihnen, nachdem er ihren Zorn erweckt hatte, hilflos wie ein gebrochenes Rohr am Boden lag.

Sie beugte ihr dunkles, schönes Gesicht voll zarten Mitleids über ihn, sie strich sein hellblondes, dichtes Haar, mit ihren braunen, schlanken Fingern; sie fächelte den kalten Schmerz auf seiner Stirn mit dem Athem ihres rosigten Mundes; sie berührte ihn, streichelte ihn, blickte auf ihn, wie sie die samtene Haut eines Hirschens, das gefleckte Gefieder eines Falken, das weiße Blatt einer Lilie angeschaut und geliebt hat haben würde.

Eine leise, unbestimmte Freude stahl sich über sie; eine scharfe, süße Sorge bewegte sie — denn er war schön, und er war todt.

„Wenn sie ihm sein Leben zurückgäben?“ dachte sie, und blickte nach dem heitern Waldgotte, der Phratos' Lächeln und Blicke hatte. Aber sie konnte sein Gesicht nicht mehr sehen.

Der Wind erhob sich, der Mond war verborgen und Alles außer dem Flackern der Flamme in der Lampe war dunkel; der Sturm hatte sich gelegt, und Regen fiel nieder: sie sah jetzt

nichts, als das gebeugte Haupt Thanatos', mit der Rose des Schweigens an seinen Lippen.

Aus der Dunkelheit schien sich eine Stimme an ihr Ohr zu schleichen und zu sagen:

„Ein Leben kann nur mit einem andern Leben ausgelöst werden. Lebe unsterblich mit uns, oder — stirb für diesen Todten!“

In der Dunkelheit knieend, beugte sie ihren Kopf; die Macht eines unwiderstehlichen Schicksals schien sie zu beherrschen; die Opferfreudigkeit — das Delirium und Erhabene — ihres Geschlechts war über sie gekommen.

Sie war ein verächtliches Ding, eine lieblose, verfluchte Kreatur, wie bald würden die Götter, wenn sie sich ihrer erbarmten, sie verachten, wie die Menschen sie verachtet hatten. Er aber, den sie erschlagen hatten, sah — obgleich so still, so weiß und stumm und machtlos, und obgleich die Götter ihn für seine Verwegenheit getödtet hatten — wie ein König zwischen den Menschen aus.

„Laßt ihn leben!“ murmelte sie. „Ich für meinen Theil, — ich bin nichts — nichts. Laßt mich sterben, wie Staub stirbt — was thut's!“

Der Wind blies die Flamme in der Lampe aus; der Mond schien noch durch den Sturm auf Thanatos' Gesicht.

Er allein hörte sie. Er — der einzige Freund, der, er komme früh oder spät, keiner menschlichen Seele zuletzt fehlt.

Er allein blieb und wartete auf sie: er, den sie — um dieses Mannes willen — allein von allen den Göttern wählte.



9. *Einmal fand ich die 13. Seite*



